Moderne Klassiker.

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Dreiundvierzigster Band.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.



M. Lämmel sc.

Karl Gutzkow.

Carl Gutzkow.

Eine Biographie

von

W. Neumann.

„Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des seit drei Jahrhunderten freigewordenen Geistes unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbeern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erst geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte sind in die Annalen der Geschichte mit Blut geschrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner werde: jetzt ist es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein ist."

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.

Carl Gutzkow.

Die Kriege und Kämpfe, welche die ersten zwei Decennien des neunzehnten Jahrhunderts erfüllten, übten selbstredend eine so niederschlagende Wirkung auf die deutsche Literatur und ihre Weiterentwickelung aus, daß es eines langen Zeitraums bedurfte, ehe sie sich zu neuer umfangreicher und werthvoller Produktivität wiederum gestärkt hatte. Die Zeit des Kriegs ist dem Gedeihen der Wissenschaft und Kunst wenig förderlich, die nächste Zeit des Friedens begnügt sich mit Erinnerungen an die Thaten des Kriegs; nur langsam kann die Blume der Dichtkunst, kann die stärkere Pflanze des Drama's, des Romans von neuem wachsen, sie entbehrt sowohl zu oft der schützenden Hand des Gärtners, als der dem Blumenleben so nöthigen Theilnahme der beschauenden Menge. So kam es, daß jene ver-

hältnißmäßig lange Zeit der Jahre 1815 — 1830 so wenig fruchttragend für die deutsche Literatur war. Diese Zeit der Ruhe erweckte freilich um so lebhafter das Verlangen nach neuer Literatur, und so war es natürlich, daß sich von dem letztangegebenen Jahre ab eine rege, gewaltige, lustige und frische Epoche deutscher Literatur datirt.

Von allen Schriftstellern dieser neuen Epoche ist nun Carl Gutzkow unbedingt der bedeutendste — keiner von Allen ist nach so vielen Richtungen und mit so viel Erfolg thätig gewesen, als er.

Wir wollen in den folgenden Blättern versuchen, unsern Lesern die Umrisse jener Stellung zu zeichnen, welche Carl Gutzkow mit ebensoviel Talent als Fleiß sich in der neuern deutschen Literatur erkämpft hat.

Carl Gutzkow wurde am 17. März 1811 zu Berlin geboren. Er war ein Kind der Armuth — sein Vater war Bereiter eines Prinzen, eine echte pommersche Natur, eine gewisse Wildheit und Unbeständigkeit ausgenommen; die Mutter, die „nur lesen, nicht schreiben" konnte, sein volles Gegentheil, ruhig, gutmüthig, lieb, wie man mit einem vortrefflichen Ausdruck am Rhein sagt. Die Eltern hatten fünf Kinder, deren zwei früh starben; diese ganze kleine Familienwelt war auf so geringen häuslichen Raum zusammengedrängt, daß zu

der Dienstwohnung des Vaters eine kleine Küche nur zur Hälfte gehörte.

Gutzkow's Vater erhielt später einen kleinen Posten im Kriegsministerium; es ist nicht zu erkennen, ob er auf seinen Knaben von irgend welchem besonderen Einfluß gewesen ist. Sieben Jahre alt wurde er in eine Schule gebracht, doch nur mit förmlicher Gewalt konnte man ihn dahin bringen, er meinte nämlich, er solle nicht etwa in der Schule lernen, sondern zeigen, was er schon gelernt habe, und diese Meinung erfüllte ihn mit tiefem Schreck.

Von Bedeutung in dem Leben des Knaben mag wohl zuerst sein durch Zufall vermitteltes Eintreten in ein „vornehmes“ Haus, oder vielmehr in eine solche Familie gewesen sein, welche ihn zunächst als Spielgenossen für ihren Knaben aufnahm. Gutzkow hat im Jahre 1852 unter dem Titel: „Aus der Knabenzeit“ Erinnerungen aus seinem Kindesleben herausgegeben, in welchem er natürlich auch jenen Eintritt erzählt. Das eben erwähnte Buch ist nicht sonderlich reich an Inhalt, es erzählt nur aus den ersten zehn Lebensjahren des Knaben, und würde sicherlich gewonnen haben, wenn der Verfasser das Material mehr zusammendrängte und seine Erzählung auf einen längern Zeitraum ausdehnte. Der interessanteste Abschnitt dieses Buches behandelt nun jenes eben erwähnte Ereigniß in des

Knaben Leben — wir theilen diesen Abschnitt mit des Dichters eigenen Worten mit.

— — — — — — —

Dem hohen rundgewölbten, mit Blumen die morsche Zerbröckelung der Mauer verbergenden Fenster der Wohnung des Knaben lagen stattlichere Häuser gegenüber. Da wohnten Bode, der Astronom, Osann, der Arzt, Hufeland, Osanns Schwiegervater, der Generalstabsarzt der Armee, der alte greise Göhrke, (der den Knaben gern in seinen Zimmern duldete, falls er sich die über einer großen befestigten Schuhbürste geschriebene Weisung „Merks" gründlichst gemerkt hatte) und des Köngs Zahnarzt, Lautenschläger. Alle diese gelehrten Herren besaßen Gärten. Göhrke einen bescheidenen, der mehr nur seinem Bedienten genügen konnte, von dem der sich einbürgernde und fragsame Knabe die Lazarethzettel der Garnison zu lesen bekam und auf sein unausgesetztes Erstaunen, daß an einer lateinischen Krankheit, von der er nie gehört hatte, fast eben so viel Gemeine und „Spielleute" krank waren, wie an allen andern Krankheiten der Welt zusammen-

genommen, die regelmäßige Vertröstung einer lichtbringenden Zukunft erhielt... Hufelands Garten war düster, mit hoher Mauer umgränzt; die Beete sehr zierlich abgesteckt und mit Buchsbaum eingefaßt. Die ganze Wohnung hatte etwas Schweigsamfeierliches und entsprach der Antwort, die Hufeland einst seinem Bedienten gegeben hatte, als dieser ihn zu seinem Befremden nicht mehr mit Guten Morgen, Herr Geheimerath! begrüßte. Sie antworten ja nicht, Herr Geheimerath! hatte der alte Bediente erwiedert. Das thut nichts, antwortete Hufeland, sag' er nur immer guten Morgen! Die Antwort denk' ich mir!.. Die Gärten der andern Gelehrten lagen nach dem Katzenstieg hinaus hinter Höfen, deren gepflegte fast holländische Sauberkeit bei gewissen geschlossenen Häusern in Berlin Demjenigen besonders erinnerlich sein muß, der sich damit eine pedantische Eigenheit und fast einsiedlerische Menschenfeindlichkeit der Bewohner in Einklang zu bringen weiß. Es giebt in Berlin kleine geschlossene von außen sehr gepflegte Häuser, die den Eindruck machen, als hätte nie ein menschliches Auge in sie eingeblickt, außer dem Bewohner, der dann sicher zur französischen Kolonie gehört... Von jenen Katzenstieg-Gärten war der eine besonders geheimnißvoll. Ueber seine hohe Mauer hinweg rankte der Weinstock. An Stäben hochgezogen sah man die braunen Trau-

ben an der Sonne reifen. Die Obstbäume neigten sich unter so schwerer Last, daß der Besitzer, der Zahnarzt des Königs, die Gaumen und Zähne der benachbart einkasernirten Uhlanen fürchtete und die Mauer noch höher zog, als sie schon war, ja sie am obersten Rande noch mit zerschlagenen Flaschen wie verkitten und verzahnen ließ. Nun glitzerte wohl auch noch immer eine hochstrebende Traube über die Mauer hinweg, aber auch die grüngläserne Pallisadirung und Mauer-Plombirung des Zahnarztes, der sich indessen doch gefallen lassen mußte, daß die Uhlanen nächtlich mit ihren Lanzen an dem Glase pickten und stocherten und stellenweise den Diebeskitt wieder losbröckelten. Wie hätte der Knabe ahnen können, daß er in diese hermetisch verschlossene Herrlichkeit jemals würde eintreten, an diesen Rosen, Lilien, Maiblumenbeeten, später an dieser Obsteernte wenigstens in unmittelbarer Nähe den Blick würde erlaben können!

Dies Heil widerfuhr ihm nicht von dem Zahnarzte des Königs, sondern von einem bei ihm einwohnenden Hausmiether, einem reichen, vornehmen Manne, der ursprünglich ein Maler war, aber die Malerei mehr nur noch als Dilettant trieb. Der Sohn des Malers wurde des Knaben Gespiele, wie des Knaben Schwester die Gespielin der Tochter. Ein neuer seltsamer Lebenskreis öffnete sich für Kinder, die diese

auffallende Bevorzugung nur der über ihre Lebensverhältnisse hinaus sichtbaren Ordnungsliebe und dem gewählten Kleidergeschmack der Eltern verdankten. Das Haus des Malers wurde zur neuen Heimath. In ein Doppeldasein verspannen sich nun alle Lebensfäden. Eine Alltags- und eine Sonntagsexistenz begann. Beide kämpften mit einander und die reine, schöne, blaue Luft der letzteren stieg über die erste wie über trübe Nebel empor. Statt Blei sah das Auge nun Silber, die Hand faßte nicht mehr das Rauhe allein, sondern auch das Weiche, Seide und Sammt, das Ohr hörte nicht mehr das Wiehern der Rosse allein und die rauhen Laute der zankenden Leidenschaften, sondern Musik, wirkliche Musik und die Musik der feineren Sitte und der anstandsvollen Selbstbeherrschung. Ein wunderbar neues Dasein brach an. Und wenn auch die Hülle der gewöhnlichen Existenz nicht ganz abgestreift werden konnte, die freie Psyche versuchte doch ihre wachsenden Schwingen oder, wenn die Schlacken des angebornen Looses auch wohl noch lange den Körper niederzogen, der Silberblick war dem Geist gewonnen, das reinere Metall schied sich vom Groben. Dieser Gegensatz war märchenhaft.

Der Maler und seine Gattin seltsamerweise auch Pommern. . . . Das allein schon ein Band des wohlwollendsten Zufalls. Der Sohn führte denselben Na-

men, wie der Gespiele. Die Tochter denselben Namen, wie die Gespielin. Das traf so überraschend zu, daß nun fast vier Kinder dem Maler zu eigen gehörten. Es war dieser Mann einer der eigenthümlichsten Menschen, die aus der Zeit älterer Charakterbildung sich noch in der Gegenwart bewegen mochten. Es war der wiedergeborne, höher potenzirte Vater, mit derselben Lebhaftigkeit, derselben ehrgeizigen Unruhe, demselben rastlosen Streben und denselben Auffassungen vom Leben, von der Zeit und den Pflichten des Menschen und Staatsbürgers. Sehr vermögend durch seine freundliche, gute, wohlwollende Gattin, die im Talent der behaglichen Lebenseinrichtung eine Meisterin war, hatte er sich glücklicherweise gestehen dürfen, daß die Malerkunst in ihrer höheren Bedeutung nicht für seinen Beruf gelten konnte. Er porträtirte mit Geschick, gab aber nichts in die Ausstellungen und ergriff vielmehr vorzugsweise nur die untergeordneten Branchen der Malerei, besonders die eben neuentdeckte, von München gekommene Lithographie. Sein schaffender Trieb ging auf das Nützliche im Schönen. Reine Idealität ohne Zweck konnte ihn nicht erwärmen; ein Nutzen aber, der durch die Kunst oder Wissenschaft für das praktische Leben gewonnen wurde, erfüllte sein Auge mit blitzendem Feuer. Herr Cleanth, wie wir ihn nennen wollen, war ein Mann des Sy-

stems. Wenn die Malerei allein in der Anwendung der Albrecht Dürer'schen Meßkunst bestanden hätte, wäre Herr Cleanth ein großer Meister geworden. Der Cirkel, das Richtmaaß, der Zollstock waren ihm geläufiger, als die Palette und der Pinsel, welche letztere er in späteren Jahren auch ganz niederlegte. Immer allmälig näher kam ihm die große umsichgreifende polytechnische Strömung des Zeitalters und riß ihn zuletzt mit all seinen Bildern und Bossierversuchen so fort, daß sich aus ihm der gewandteste technische Fabrikant entwickelte. Herrn Cleanths Bildung wurzelte in der neologischen, starkgeistigen Richtung des endenden vorigen Jahrhunderts. Er war Freimaurer und reizte durch seine große Vorliebe für diesen Bund und die vertrauliche geheimnißvolle Freundschaft mit einem kleinen Kreise von engverbundenen Brüdern die Neugier der Knaben nicht wenig, die vor Royal-York immer mit dem Schauer vorübergingen, daß sich hier in dem seltsamen Gebäude, auf der grünen mit Kastanien und Ulmen bepflanzten schönen Wiese Menschen versammelten, deren erstes Lernprobestück darin bestünde, in einen großen, ausgehöhlten, mit Spinnen und Würmern angefüllten Apfel zu beißen. Herr Cleanth war ein Freigeist, unterhielt nicht die geringste Verbindung mit der Kirche und ängstigte dadurch nicht wenig die Glaubenstreue der erstberechtigten Eltern

des Kindes. Religion war hier die Wohlanständigkeit und das allgemeine moralische Verhalten. Diesen „Mangel“ mußte man nun so hinnehmen, sich auch sonst alle Eigenheiten des strengen Herrn gefallen lassen. Er duldete keinen Widerspruch, war Erzieher nach Grundsätzen und gab durch eine unvergeßliche Ohrfeige dem neuen Gespielen seines Sohnes sogleich beim Beginn ihrer Freundschaft einen Vorschmack, wie sich die Charaktere nach ihm zu entwickeln hatten. Diese Ohrfeige erzeugte eine Art von Revolution. Erst eine wilde, stürmische nach Außen hin. Der passive Held derselben, der sich nur von angebornen Eltern handgreiflich strafen lassen wollte, schrie, tobte, stieß mit den Füßen aus, rannte davon und wollte von dem glänzenden Parquet, von der Welt der Teppiche, Consolen, Bronzeleuchter, Spieluhren, Gemälde, wenn man davon Ohrfeigen bekäme, nichts wissen. Solche Früchte des erschlossenen neuen Paradieses hatte das bei aller Zerflossenheit oft böse und trotzige und widerhaarige Kind von außen auf den Bäumen des Gartens am Katzenstieg nicht blühen sehen. Es hätte die Hand, die ihm diese unerwartete Frucht geboten, fast gebissen und wollte vorerst, davon gerannt, nie wieder kommen. Lange Verhandlungen, vielfache Congresse, stillangestellte Vergleiche mit den doch so reichen häuslichen Kopfnüssen, zutraulichste Anreden führten den

Gedenkzettelten endlich in sein Paradies zurück. Er folgte von Herzen gern, aber die Lehre war für beide Theile von Nutzen gewesen, für den armen „Geduldeten“ und den reichen „Duldenden“.

Herr Cleanth hatte in seiner Wohnung kein gutes Malerlicht — er malte eine geraume Zeit „oben“ auf dem Schlosse. Sein Vermögen erlaubte ihm, sich in der Behrenstraße ein eignes Haus zu kaufen. Diese Trennung von der „Stallstraße“ störte den Verkehr der Kinder keinesweges. In der Behrenstraße wurde mit beginnendem Frühjahr ein Versuch gemacht, dem Hofraum einen Garten abzugewinnen; Spaten, Rechen, Egge waren schon zu Weihnachten dafür erobert worden. Kaum ließen sich die grünen Halme der Sämereien auf der frischumzäunten Erdfläche erblicken, so wurde das Haus mit Gewinn verkauft und ein neues erstanden. Es regte sich Herrn Cleanths spekulative Unruhe. An das verlassene Haus knüpfte sich dem Knaben eine romantische Erinnerung, die auf die Einbildungskraft wirkte. Im untern Stockwerk war einem Offizier — dem spätern Commandeur der „Reichsarmee“, General von Peucker — seine junge Frau gestorben. Der Wittwer war von diesem Unglück so erschüttert, daß er sich zum Andenken an die theure Geschiedene ein Zimmer mit schwarzem Flor ausschlagen ließ. Auf einer Art von bleibendem Katafalk und

vor dem mit Wachskerzen erleuchteten Bilde der schönen jungen Gattin, sagte man, sprach er täglich knieend seinen Schmerz aus. Diese Situation eines betenden jungen Officiers, diese schwarzen Flöre, diese Kerzen, dieses Bild, dies Knieen; das alles lebte noch lange in der aufgeregten Einbildungskraft, lebte selbst da noch, als der poetischgestimmte Wittwer schon längst eine neue Gattin genommen hatte.

Herrn Cleanths neues Haus war nun ein Palast, fast die Wohnung eines Fürsten. Eine große freie Treppe mit eisernem Geländer führte von zwei Seiten zu einem zwar nur zweistöckigen, aber in der Länge imposanten und einen ganzen Schenkel des „Achtecks" am Potsdam=Leipziger Thore einnehmenden Gebäude. Ein geräumiger Hof mit Stallungen trennte dies Wohnhaus von einem Garten, der sich bis an die Besitzungen des Fürsten Radziwill in der Wilhelmsstraße zog. Hier ließ sich schwelgen in Glückseligkeit. Trotz der weiten Entfernung von der Universität über die Linden, den Wilhelmsplatz, die Leipzigerstraße hinaus, wurde doch in der doppelten Existenz fortgelebt und die trübselige Hülle der Armuth immer mehr abgestreift. Der reiche Gespiele erhielt seinen Unterricht daheim. Herr Cleanth selbst übte sich im Lehren, im Anwenden pädagogischer Systeme. Mittelbar floß dabei vieles, was der Sohn lernte, auf dessen Genossen

über. Kinder tauschen gern ihr erstes Wissen. Erst der vom Ehrgeiz gestachelte ältere Jüngling behält sein Wissen für sich und ist eher versteckt und heimlich damit. Sonntags wurden die Frühstunden nicht mehr in den Kirchen, sondern im sonnigen Zimmer des Gönners zugebracht, wo unter Blumen und Gemälden die beiden Freunde von ihm im Zeichnen unterrichtet wurden. Es war dabei eine strenge Methode, die Herr Cleanth befolgte. Jeder Aufblick von der Arbeit wurde gerügt, jedes Versehen durch irgend eine Ehrenstrafe wettgemacht. Während die Knaben Augen, Nasen, Lippen, Ohren, Köpfe, später auch „allerlei Vieh“ zusammenzeichneten, schritt Herr Cleanth mit knarrenden Hausschuhen durch's Zimmer, las politechnische Zeitungen und beaufsichtigte die Zöglinge zwei Stunden lang mit einer Strenge, die der endlichen Erlösung und dem Sichtummelndürfen im Garten einen dopelten Reiz verlieh... Kinder der Armen wachsen viel natürlicher und freier auf, als Kinder der Reichen. Diese sollen um jeden Preis eine vorzügliche Bildung erhalten und sind das stündliche Augenmerk ihrer Eltern und Erzieher. Jene, den Eltern oft eine Last, müssen für sich selbst sorgen und lernen dabei leichter, sich ihr Leben frei bestimmen.

Immerhin mehr lockerte sich nun die Brücke der

Rückkehr zu der Existenz der Eltern. Die häusliche Lage wurde dem Knaben gegenständlich, er urtheilte, seitdem er vergleichen konnte. Von dem Naturgeheimniß der Liebe und kindlichen Anhänglichkeit an das Vaterhaus wurde nichts eingebüßt, aber der grelle Reiz früherer Eindrücke dämpfte sich ab. Man lauschte nicht mehr so aufmerksam, wenn Vetter Wilhelm von der Selbstgerechtigkeit und der Gnadenwahl, Vetter Christian von seinem Ehewirrsal und den neuen Seidenhüten sprach. Man lachte nicht mehr über einen lustigen Verwandten, der zu Hause ein kranker Hypochonder, in Gesellschaft ein ausgelassener Schnurrenreißer war und nichts lieber that, als sich einen Besen kommen lassen, ihn verkehrt zwischen die Beine klemmen, als Spinnrocken gleichsam abspinnen und dazu ausgelassene Lieder singen. Die neue Lebenssphäre stand unter andern Bedingungen. Da kamen Besuche von allerlei Hofräthen, Hofräthinnen, Hofraths-, Geheimerathstöchtern, Professoren, Künstlern, Offizieren, jungen Studierenden, die aus Stettin ihre Empfehlungsbriefe brachten und wöchentlich an einem bestimmten Tage zu Tisch erscheinen durften. Herr Cleanth übersah rasch seine Leute. Romantik und Altdeutschthum waren ihm nicht minder verhaßt, wie dem Vater. Chimärische Träumerei erschien dem Manne der praktischen Nützlichkeit als verderblicher Mehlthau

jeder Jugendentwickelung. Die Lectüre von Märchen duldete er nicht. Raffs Naturgeschichte und die Kupfer zum Buffon standen ihm höher, als Tausend und eine Nacht. Die einzige Beschäftigung der Phantasie, die Herr Cleanth zuließ, war die mit der Geschichte, zu der seine Knaben durch Beckers damalige zehn Bände und dessen Erzählungen aus der alten Welt frühzeitig angeleitet wurden. Herr Cleanth haßte die gewöhnliche Methodik der Schulen und zog seinen Sohn nur durch Privatunterricht auf, dem er meistentheils selbst beiwohnte. In der Musik mußte ihm die damalige neue Logier'sche, von Stöpel angewandte militärische Methode ganz nach Wunsch kommen. Herr Cleanth war dabei ein Aeolus. Er hatte rauhe und sanfte Winde zugleich. Er konnte sich in furchtbar dunkle Gewitterwolken hüllen, oft aber auch sanft und milde wie eitel Sonnenschein aufgehen.

Welch ein Reiz liegt in der traulichen Geselligkeit eines gebildeten Hauses! Kein Patschouli oder Moschus und doch ein eigner Duft, keine strahlenden Lüstres und doch ein heller Glanz! Die Ordnung und die Pflege verbreiten überall eine Wärme und Behaglichkeit, die neben den äußern Sinnen auch das Gemüth ergreift. Die kleinen Arbeitstische der Frauen am Fenster, die Nähkörbchen mit den kleinen Zwirnrollen, mit den blauen englischen Nadelpapieren, den

buntlackirten Sternchen zum Aufwickeln der Seide, die Fingerhüte, die Scheeren, das aufgeschlagene Nähkissen des Tischchens, nebenan das Piano mit den Noten, Hyacinthen in Treibgläsern am Fenster, ein Vogel in schönem Messingbauer, ein Teppich im Zimmer, der jedes Auftreten abmildert, an den Wänden die Kupferstiche, die Beseitigung alles nur vorübergehend Nothwendigen auf entfernte Räume, die Begegnungen der Familie unter sich voll Maaß und Ehrerbietung, kein Schreien, kein Rennen und Laufen, die Besuche mit Sammlung empfangen, Abends der runde, von der Lampe erhellte Tisch, das siedende Theewasser, die Ordnung des Gebens und Nehmens, das Bedürfniß der geistigen Mittheilung... im Zusammenklang aller dieser Akkorde liegt eine Harmonie, ein sittliches Etwas, das jeden Menschen ergreift, bildet und veredelt.

Die Gartenlust wurde wie von Bienen genossen. Aber bei der Freude am Laufen und Rennen in den symmetrischen Wegen, unter hohen Rosenbüschen, Stachelbeer- und Himbeerhecken hin durfte auch die wirkliche Pflege der Blumen und Beete nicht fehlen. Man pflanzte und säete, man führte die Gießkanne, wenn die Sonne sich senkte, man half ernten und arbeitete nach bestimmten, von dem mathematischen Herrn Cleanth gestellten Aufgaben. Da war ein Salatbeet von Unkraut auszujäten, da waren Stöcke für die Nelken zu schnei-

den und aufzustecken, da waren die zerstreuten Blätter der abgeblühten Centifolien zu sammeln, eine Arbeit, die dadurch belohnt wurde, daß man diese Rosenblätter den Apothekern und korbweise verkaufen durfte. Lange Weinspaliere wurden nach den neuen Knechtschen Grundsätzen gezogen. Ein Gärtner führte die Oberaufsicht, mußte aber den jungen Freunden immer etwas von seiner leichteren Arbeit zuweisen; denn Herr Cleanth duldete keine gedankenlosen Spiele. Wie frucht- und blumenreich war dieser Garten! Wie malerische Sträuße von weißen und rothen Lilien, von Rosen und Nelken, von Hollunder und Maiblumen in erster Frühlingszeit wurden zusammengestellt! Und dies Leben mit den Fröschen in einem kleinen Bewässerungstümpel, mit den Maikäfern, die je nach der Farbe der Halsschienen und der Fühlfäden in mehr Gattungen eingetheilt wurden, als Buffon klassificirt hat, mit den Goldkäfern, die so träg und duftberauscht in der Mittagssonnenhitze auf Blumenkelchen in allen Regenbogenfarben schillerten! Das Kind horcht auf alles, was nur in der Natur wispert und knuspert und raschelt. Es ist auf einer ewigen Schleichjagd nach Allem, was sich im Grase und auf und unter der Erde regt. Ausgerüstet nun gar mit einem scharfstechenden Spaten ist der Knabe ein König der Natur. Er legt den Spaten über die Schulter wie ein heimkehrender beute-

stolzer Nimrod seine ruhende Waffe, ißt nach der Arbeit sein Obst, sein Butterbrod, trinkt sein Glas Wasser mit einer Zufriedenheit, als hätte er seinen Lohn heute um die ganze Ordnung der Welt verdient.

Die Blume und der Sonnenschein sind Geschwisterkinder. Sie ähneln sich zum Verwechseln, gehören zusammen, spielen miteinander. Und doch gewinnt die Blumenwelt einen so eignen Ausdruck durch den Regen. Nach einem Gewitter in den Garten treten, dessen sandige Wege rasch die herabgestürzten Güsse aufgesaugt hatten, und nun diese Rosen, diese Nelken, diese Levkoien in ihren nassen Gewändern wie gebadet! Der Staub ist niedergeworfen, die Blumen sind neugeboren und durchwürzen die gereinigte Luft. Jetzt erst haben sie Kraft, durch alle Räume ihren Werth zu zeigen! Die Käfer schweigen, die schwüle Luft ist erstickt, nun duftet alles mit doppelter Macht. Tritt dann die Sonne hervor, so kommt nichts den nassen Blumen gleich. Am Jasmin hängen die Tropfen wie gebannt. Sie müssen lange ihre Kraft sammeln, bis sie schwer genug sind auf die grünen Blätter niederzurollen. Je ölhaltiger die Blume, desto länger glitzert das Naß in solchen Einzeltropfen auf ihrem Kelche. Eine hundertblättrige Rose, sich eben entfaltend aus der stachligten grünen Hülle, besäet von kleinen Regentropfen, die nicht weichen wollen und in der wolken-

frei wieder heraustretenden Sonne blitzen, das ist wohl das lieblichste Bild der Blumenwelt, dessen Schmelz kein Mignon, kein Redouté wiedergeben kann.

Die heilige, herrliche, schnee- und frostpoetische Winterzeit bewegt sich zumeist um die Weihnachtsfreude. Das Hoffen vorher und das Genießen nachher. Die Weisheit des Herrn Cleanth duldete um Weihnacht kein rasches Zerpflücken des Genusses. Er gab reichlich, aber seine Gaben waren nicht für flüchtige Zerstreuung bestimmt, die ein Kind sobald ermüdet. Die Spiele, die er gestattete, waren solche, die entweder das Nachdenken oder den Fleiß anregten. Er gab Bauhölzer und ließ nach bestimmten Vorschriften bauen. Er gab Kirchen, die sehr prächtig durch gläserne Fenster und ein inwendig aufgestelltes Licht erleuchtet werden konnten, aber man mußte sie aus einzelnen Stücken erst selbst behutsam zusammensetzen. Er ließ aus Thon allerliebste Steine brennen, um der Bibernatur der Kinder noch gefälligere Nahrung zu geben. Soldatenspiele gestattete er nicht. Sie waren ihm leer, nichtssagend. Alles Schreien, Toben, Lärmen um Nichts war ihm verhaßt. Das Theaterspiel gestattete er, vielleicht eine Conzession der Liebe, da seine Gattin die Bühne liebte. Die Figuren hatten die Knaben sich meist selber zu coloriren, aufzukleben, mit Dräthen zu versehen. Ein chinesisches Schatten-

spiel hinter einem ölgetränkten Rahmen wurde Sonntagsabendlich aufgeführt. Der „König von Kinderland“ hieß das barocke Drama, zu dem die Knaben Text und Figuren geliefert erhielten und im Komödienspielen das Mögliche leisteten. Bei diesen ästhetischen Spielen ließ der Freund die Initiative seinem Gespielen, während dieser, wenn Häuser oder Kirchen gebaut werden sollten oder sogenannte Geduldspiele zusammengesetzt wurden, dann dem Andern die Vorhand gestattete. Kartenspiel und Damenbrett gestattete Herr Cleanth als eine Uebung des Verstandes, als eine Anreizung zur Behauptung seiner persönlichen Vortheile. Er ging in allen seinen Theorieen von dem Gedanken aus, daß das Leben uns zum Fortkommen die Nothwehr bedinge. Sein Lieblingsspruch war von den Tauben, die gebraten Keinem in den Mund flögen. Das gerade damals erwachende Regen und Ringen für die materiellen Interessen, die Erfindungen, die vielen Bauten der Regierung, die neuen Anlehen, die Hoffnungen eines dauernd befestigten Friedens zeigten ihm überall Gewinne und Vortheile, die man durch Fleiß, Eifer und resolutes Zugreifen sich erobern könnte. Das war ein Spornen, Stacheln, Lehren, Strafen, Ermuntern! Beispiele von großen Erfolgen, die eine kluge Berechnung der Umstände, ein scharfes Aufpassen auf Constellationen erzielt hatte, wurden mit fast leckrer,

schlauer und eulenspiegelhafter Behaglichkeit erzählt, als Triumphe der Klugheit dargestellt. Dem Gespielen des Sohnes ging meistens davon die Erzählung in's eine Ohr hinein und zum andern hinaus. War ihm selbst die Existenz in diesem Hause doch ein Märchen, wie sollte er nicht an Märchen glauben! Ihm waren diese große Tischtafeln mit den blendenden Servietten, den silbernen Löffeln, den gestickten Serviettenbändern, den mehrfachen Gängen der Speisen und den Dessert-torten ebenso wunderbar, wie die hellen Lampen mit Gaçeschirmen, die Klingelzüge, die Krystall-caraffen, die Teppiche, die Gemälde, das Pianoforte, die Besuche, die Conversationen.... wie sollte ihm dies verzauberte Haus den Realismus predigen? Alle Lehren des Herrn Cleanth weckten ihm nur die Phan-tasie. Ein Beweis, wie jede Theorie in der Erzie-hung von den Grundlagen abhängt, auf die man sein System baut. Es giebt keine absoluten Methoden, sondern nur solche, die relativ auf die Umstände anzu-passen sind.

Die frühe Neigung für die Bühne fand in diesem Hause die volle Nahrung. Sonst hatte sich der Knabe mit den Puppenspielen begnügt, die bald in dieser, bald jener „Tabagie“ von zu drittel lebensgroßen Fi-guren auf einem mannshohen Theater aufgeführt wur-den. Nach langem Schmeicheln und Bitten erst pflegte

der Junge sich die Licenz, ja die kirchliche Absolution zu erobern, diesen „gottlosen" Spielereien, die noch dazu zwei Groschen Eintrittsgeld kosteten, sonst beizuwohnen. Sicher war der Erste, der in dem noch dunkeln Saale erschien und sich dicht an der Brüstung des noch stillen, gespenstigen Gerüstes auf der ersten Bank postirte. Allmälig gesellten sich dann andre Freunde der Puppenkomödie hinzu und darunter Viele, die nicht der Jugend angehörten. Ehrbare Alte, Männer und Frauen, erwarteten mit ernsthaftester Spannung die heutige gute Laune Caspars, des Lustigmachers. Inzwischen wurde der Saal durch einige Blendlampen erhellt und schon hörte man ein Klopfen und Hämmern auf der Bühne, deren belebende Kräfte hinten ihren eignen Eingang hatten. Zuweilen plumpste irgend etwas Schwerfälliges nieder. Es war das einer der Acteurs, der eben seine Garderobe vervollständigt bekam. Ein lautes Sprechen hinter dem Vorhange störte keineswegs, sondern reizte nur die Spannung desto mehr. Denn es wurde nun immer regsamer und heitrer ringsum; die Zahl des Parterres mehrte sich, in der Ferne begann eine Musik und durch die Ritzen des Vorhanges schimmerten schon die Lichter. Der Vorhang rauschte, zuweilen nicht ohne Verwickelungen, endlich auf und die Scene begann meist mit dem Exordium Caspars, der Stimmung in's Publikum

und wohl auch hinten in die Darsteller bringen mußte. Es wurden dann die herrlichen Trau-, Schau- und Rührspiele vom bayrischen Hiesel, von den Kreuzfahrern, vom Abällino, besonders aber das Zug- und Modestück des Tages, der Freischütz, sogar mit Gesang und sicher nie ohne Feuerwerk, in etwa zwei Stunden kurz und bündig abgespielt. Der bayrische Hiesel war besonders deshalb des Knaben Lieblingsstück, weil in ihm ein sanfter, zarter, mit Noth zum Räuber gepreßter Knabe, das liebe Anderle, vorkam, das sich der besonderen Zuneigung des grimmen Hiesels erfreute und nur mit Thränen im Auge an Mord, Raub, Brand und Ueberfall Theil nahm. Anderle sang einen Schnaderhüpfer von seiner Feder auf dem Hut, seiner Büchse zum Schießen, seinem Straußring zum Schlagen, von seiner jugendfrohen Waidmannslust. Dies Lied wurde die Lieblingsarie des Knaben und oft dem lieben Anderle nachgejodelt. Der Brand der Mühle, wo die Soldaten den Hiesel endlich einfingen, wurde auf dem Theater im Cleanth'schen Hause mit Hülfe von Kolophonium oder Bärlapp nicht ohne Feuersgefahr zuweilen nachgeahmt. Auch der Freischütz mit dem Samiel und der Wolfsschlucht war für die Geschichte der deutschen Marionettenbühne epochemachend. Kaspars, des Unvermeidlichen, Dialekt bestand dabei aus einem Gemisch von Sächsisch, Oesterreichisch und Ber-

linisch. Auch Faust kehrte hier wieder, und eigenthümlicher als bei Goethe, obgleich ohne Meerkatzen. Es war der alte deutsche Puppenspiel-Faust mit den Geistern Vitzliputzli und Auerhahn, die auf ein Halippe! des Zauberers ebenso rasch aus der Luft geflogen kamen, wie sie auf ein Haluppe! wieder verschwanden. Caspar, Faustens Diener, hat diese allmächtige Zauberformel seinem Herrn abgelauscht und wendet sie erst mit glücklichem Erfolge an. Das Erscheinen und Verschwinden macht ihm aber zuletzt so viel Spaß, daß er die Teufel auf Halippe und Haluppe in athemlose Bewegung setzt, sie bald kommen, bald verschwinden läßt und sie dadurch so erzürnt, daß sie sich grimmig auf ihn werfen und ihn unter Hülfeschreien halb zu Tode massakriren. Der Vorhang fällt. Ohne Zweifel ein sehr wirksamer Aktschluß. Melancholisch war das Ende des Faust. Faust hat alle Wunder verrichtet, in denen ihn der Teufel nur unterstützen konnte. Seine Stunde rückt heran. Man hört gespenstisch die Uhr schlagen. Caspar ist Nachtwächter geworden und singt im Mondenschein auf nächtlichstiller Straße sein Hört ihr Herren! Da kommt Faust seufzend und wehklagend. Es entspinnt sich ein Dialog, der etwas mit dem des Valentin und Flottwell im letzten Akt des Verschwenders Aehnlichkeit hat. Aber hier helfen alle guten Grundsätze, alle reuigen

Entschließungen nichts mehr. Die Uhr wiederholt ihre Schläge, halb, drei Viertel. Es liegt eine unvergeßliche, herzzerreißende Oede auf den Straßen. So einsam ist es zwischen der gemalten Leinwand! Ach, so still, so unglücklich, so schauerlich! Man glaubt die Brunnen nächtlich rieseln zu hören; nur die Sterne leben, Caspar, Faust und die Strafe des Himmels. Endlich schlägt es zwölf und die Hölle öffnet sich und ein Feuerregen verschlingt den weltstürmenden und wunderthätigen Doctor und Caspar kann froh sein, mit ein paar versengten Haaren davon zu kommen und für den nächsten Dienstag noch das Repertoir ankündigen zu können.

Der Sohn des Gärtners im Cleanth'schen Hause spielte auch Komödie. Mit vielem Geschick hatte der junge Mann sich eine kleine Bühne gebaut, Figuren geschnitzelt, sie artig costümirt. Es war eine hohe Vergünstigung für die Knaben und auch für ihn, daß sie seinem Debüt in einem Hause an der Potsdamer Mauer unter ein paar Dutzend Arbeiterkindern beiwohnen durften. Auch hier wurde der unvermeidliche Faust gegeben. Die Abweichungen von dem Faust Goethes wie von dem der Herren Linde und Freudenberg waren nicht unerheblich. Des Gärtners Sohn hatte mehr Geschmack als die gewöhnlichen Puppenspieler der Tabagien. Seine Beschwörung der Helena und ande-

rer außerordentlicher Staatsgeister gerieth wundervoll. Die Ausstattung mußte aus einer Menge geschenktbekommener kleiner seidener Lappen bei den zierlichen Figuren reicher ausfallen, als bei den Puppenspielern von Profession, die wie die großen Theaterdirektoren in der Garderobe knauserten und lange nicht so brillante Erleuchtung boten, wie der Gärtnersohn, dessen Lichter und Feuerwerke opernhaft waren. Aber nur für Einmal litt Herr Cleanth die Theilnahme an den sinnigen und mit Takt arrangirten Leistungen des Gärtnerburschen, in dem ein Regisseur steckte. Der Theatersehnsucht gab er bald einen bedeutenden Ausdruck. Er nahm die Knaben in die große Komödie mit, die seit dem Brande des Schauspielhauses immer im Opernhause gegeben wurde. Die beiden Vorgeschmäcke wirklicher „lebendiger“ Bühnenkunst, die Jungfrau von Orleans und Iphigenia von Gluck, wirkten so großartig, so mächtig auf den Erzähler, daß er von Stund an eine Gleichgültigkeit, ja einen förmlichen Haß gegen alles Puppenspielwesen bekam.

Der erste Theaterabend! Eine neue Welt! Und nicht die Welt des Scheines. Denn welches Kind verstünde, was an Eurer wirklichen Welt die Wirklichkeit ist? Nicht Schein, nicht Lüge sind jene Wälder und Kirchen und Städte und Festungswälle; nicht Schein, nicht Lüge sind jene Harnische und Fahnen und Schwer-

ter und Krummstäbe; es ist das die wirkliche Welt, die das Kind als solche nur im Theater anschaut. Das war, das ist Alles und wird sein und bleiben! Eure Leidenschaften, die sich austoben, Eure Thränen, die um Nichts geweint werden, versteht das Kind erst allmälig. Was ist ihm Eure Wirklichkeit! Aber die gewaltige Bewegung dort auf den Brettern, dies Gehen und Kommen, dies Siegen oder Sterben, dies Rufen und Handeln und Wagen ist der erste Einblick in die Größe unsrer Bestimmung, die erste Ahnung des Gewinnes, um den es sich verlohnt ein Mensch zu sein. Die Kirche nicht, nicht die Schule, nicht die ersten Bilderbücher erschließen das Reich der Wahrheit, sondern die unwahre Bühne thut es, sie, eine Halle der Kunst, die dem Kinde das wahre Leben scheint.

Wer ist dieser Dünois im glänzenden rasselnden Harnisch? Ein Schauspieler etwa, der „sich spreizt und ächzt bis sein Stündchen abgelaufen?“ wie Shakspeare sagt? Ein Schauspieler, der sich Rebenstein nennt? Wer ist dem Kinde Rebenstein? Rebenstein kann sich's zur Ehre rechnen, daß ihm Dünois gestattet, Dünois zu sein. Ihm ist Dünois Dünois, die Jungfrau nicht Frau Stich, die damals auf und von den Brettern so vielbesprochene große und bewunderte Stich, sondern Jeanne d'Arc, die Jungfrau! Der Krönungszug ist

ihm kein Statisten-Mummenschanz, sondern das wirkliche Fest von Rheims. Des Kindes liebste Erinnerung außer dem jedesmaligen Blechgerassel beim Auftreten und Gehen der Helden war der Kampf der Jungfrau mit Lionel, der schwarze Ritter, vor allem aber die irrende Jungfrau im Walde, wo ihm der Köhlerbube noch jetzt in seiner ganzen frischen Kinderstimme im Ohre lebt. Von der großen, nur halbverstandenen Tragödie ruhte sich das Ohr des Kindes im Munde des Kindes, in den herzigen Worten des Köhlerbuben aus, in dem Hereinragen seiner eignen Welt in diese fast handgreiflich wirkliche Welt. Die Schlacht, die der Soldat auf dem Walle des Gefängnisses der Jungfrau nur beschreibt, war dem Auge sichtbar wie eine wirklich gelieferte. Der „Wüthende auf einem Berberroß“ war Dünois, man sah ihn. „Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng.“ Es wimmelt vor'm Auge. „Ein schwer Verwundeter wird dort geführt!“ Man sieht den Zusammensinkenden. Und jetzt zerreißt die Jungfrau ihre Ketten! Es sind nicht Zwirnsfäden, die diese Theaterketten zusammenhalten, es ist das wirkliche Wunder, das ein Gebet an Gott geschehen läßt. Johanna stemmt die Arme an, zerreißt die eisernen Bande und stürzt hinaus, das Vaterland zu retten.

Um die Wirkung dieser bunten Bilder auf die Phantasie zu erhöhen war das alte, später dann auch ab-

gebrannte Opernhaus mehr als die neuen Theater geeignet. Die Beleuchtung war so düster, so ölig, so qualmig. Man befand sich in einem großen, an sich königlichen Saale mit Stukkaturarbeiten, Karyatiden, Plafondmalereien, Goldverzierungen; aber verräuchert war alles, „angeblaakt“ vom Lampenruß, die Holzsessel mit den Jahren glatt zersessen, die Eingänge in die Logen wie in eine ägyptische Finsterniß; tasten mußte man, um sich nur irgend zurecht zu finden, hülfreiche Hände mußten zugreifen, um uns zu zeigen: hier ist noch ein Platz, da oder dort! Und hatte man endlich seinen Sitz erobert, wie lange währte es, bis das Auge sich an diese Dämmerung gewöhnte und die Logen und Sperrsitze unterschied! In diesen Nebeln war, wie es eben sein soll, die Bühne der einzige lichte Punkt. Von der Beleuchtung des Podiums brach unter'm Vorhang hinweg ein dichter Strahl über das Orchester und Parkett und erweckte die zaubervollsten Ahnungen. Auf dem Vorhang wurde schon die Malerei wie ein halbes Schauspiel, wie eine Einleitung zum erwarteten Genuß betrachtet. Wie würdig und im Grunde nothwendig, daß dieser Vorhang dem noch nicht abgestumpften Beschauer die hohe Bedeutung der Musen vergegenwärtigte! Ein Altar des Apollo, mit opfernden Verehrern des Gottes, eine sinnige Scene der Mythologie in einfachen architektonischen Umrissen

gehalten, weckte die Stimmung, wie sie sein sollte. Geht in solcher Dämmerung die Gardine in die Höhe, so tritt das Bild der Bühne mit seiner helleren Beleuchtung siegreich über die Umgebung hervor. Sinkt sie nieder, so fällt das in Dunkel eingehüllte Publikum in sein Nichts zurück. Wie anders damals als jetzt! Wie dem Glauben an die Kunst und die Poesie förderlicher als heute, wo die Scene nicht mehr weiß, wie sie gegen den Glanz, das Licht und die Pracht der Auditorien und demzufolge gegen die Selbstgenügsamkeit des Publikums aufkommen soll.

Schinkel hat später durch sein kleines, winkliges Schauspielhaus den Sinn für eine große theatralische Massenwirkung der Tragödie in Berlin fast gänzlich untergraben. Sein neues Schauspielhaus war für Blum, Töpfer, Raupach, nicht mehr für Schiller, Göthe und Shakspeare gebaut. Der Verfasser verweist auf seine frühere Anklage in: Vermischte Schriften, Band IV. S. 151 flg. Die Jungfrau von Orleans, Macbeth, Egmont, Tell, Wallenstein irren in Berlin ohne Obdach hin und her. Das Schinkel'sche Schauspielhaus läßt sie für seine Zwecke zu groß, das neue Opernhaus für die seinen zu klein erscheinen. Wenn einst ein Nationaltheater in Berlin sollte eröffnet werden, ein würdiger Tempel der Tragödie, so verweist der Verfasser auf einen Platz, den schon Schlü-

ter für eine Verschönerung Berlins im Auge hatte. Schlüter rieth, die Häuser von der Langenbrücke bis zur breiten Straße abbrechen und den königlichen Marstall hier mit einer prächtigen antiken Façade, die linke zur Spree gehende Seite mit einem Quai verschönern zu lassen*). Für die gewöhnlichen Pferde wähle man den Pegasus und errichte hier einen würdigen Musentempel! Unter Friedrich dem Ersten schon sangen die Italiener in diesen alten Gebäuden. Jetzt siedle sich dem Schlosse gegenüber die in Berlin unterkunftlose tragische Muse an!

Glucks Iphigenia, zu der dem Knaben wohl nur durch Zufall der Einlaß geschenkt wurde, war ihm leider unverständlicher, als die blechrasselnde Jungfrau. Es war diese Wahl vielleicht ein gutes Abschreckungsmittel der für die Bühne zu lebhaft erwachenden Leidenschaft. Die Jungfrau ließ kaum noch schlafen. Sie wurde zunächst in ihrem Personal bei allen Buchbindern als „Bilderbogen“ erstanden, ausgetuscht, aufgeklebt, ausgeschnitten und im Papp-Theater bei Herrn Cleanth nach Kräften gespielt. Auf diesen Enthusiasmus goß dann eine Oper und noch dazu diese ein abkühlendes Sturzbad. Das Haus war leer. Diese Zelte der Grie-

*) Siehe Broebes Prospekte in Vues des Palais et Maisons de Plaisance de S. M. le R. de P. 1733.

chen am Aulisstrand, diese nur halbe Rüstung des Achill, diese Priestertoga des Kalchas weckte lange nicht die romantischen Schauer des bunten Schiller. Da sangen Helden, — was kümmerte den Knaben Bader! — da gurgelten, trillerten Heldinnen, — was waren ihm die Milder und die Seidler! — Iphigenia sollte den Göttern geopfert werden, Agamemnon, ihr Vater, war bereit dazu, Achill nur leistete Widerstand, Kalchas drohte mit Bann und Interdikt, und zuletzt legte sich aus den Wolken über dem schon entzündeten Holzstoß Diana in's Mittel. Es wurde diese Geschichte wohl allmälig verstanden, aber wie langsam entwickelte sich's, wie umständlich, wie unnatürlich durch den Gesang und die weichen Violinen, die zum Glück dem Zwerchfell des Knaben nicht mehr wehe thaten. Eine Oper, eine klassische, eine in reiferen Jahren mit Entzücken gehörte, wurde Schuld, daß die raschaufgeschossene Neigung für die Bühne verflog, in die Puppenspiele von Linde oder Freudenberg zwar nicht mehr zurückmochte, sich aber auch beruhigte, als die Bühne viele Jahre ganz aus des Knaben Gesichtskreise verschwand und erst mit neuem Reiz vor's Auge trat, als die Königstädter Bühne ihre epochemachende Entwickelung begann und sich fast in die Straßen und Plätze Berlins die gemalte Theaterkoulisse, das Lampenlicht und die Chronik der Ankleidezimmer drängte.

Herr Cleanth war ein sehr weiser Mann. Er lenkte die beiden Knaben an Fäden, die sie selbst nicht sahen. So abgemessen seine Grundsätze in der Frage des Lernens und der Vorbereitung zu einem künftigen Berufe waren, so viel Freiheit gestattete er für das Leben selbst, die Formen der Geselligkeit, besonders aber den Umgang mit dem schönen Geschlecht.

— — — — — —

Später wurde Gutzkow von seinen Eltern auf das Friedrichwerder'sche Gymnasium geschickt, und nach beendigtem Schulcursus studirte er auf der Universität seiner Vaterstadt Theologie und Philosophie. Im Jahre 1830 gewann er den Preis in der philosophischen Facultät durch die Abhandlung „de diis fatalibus"; seine große geistige Regsamkeit, verbunden mit bereits hervortretendem unleugbar bedeutendem Talent brachte ihm Freunde und Gönner, die ihm Aussichten auf eine umfangreiche Thätigkeit als akademischer Docent eröffneten. Er ging darauf nicht ein; der Kreis akademischer Zuhörer, der ihm geworden wäre, schien ihm jetzt

bereits zu klein, er wandte sich mit Entschiedenheit schriftstellerischer, journalistischer Thätigkeit zu. Er begann diese Thätigkeit mit einer kritischen Vierteljahrsschrift unter dem Titel „Forum der Journalliteratur", im Jahre 1831, doch erschienen nur drei Hefte davon. Noch in demselben Jahre ging er nach Stuttgart zu W. Menzel, dem damals wenn nicht angesehensten, so doch renommirtesten Kritiker. Menzel nahm ihn freundlich auf und ließ ihn an seinen Arbeiten Theil nehmen; Gutzkow schrieb für das Morgenblatt, die Augsburger allgemeine Zeitung und andere Journale mehr.

Im Jahre 1832 gab er anonym „Briefe eines Narren an eine Närrin" heraus und erwarb er sich in Berlin den Titel eines Doctors der Philosophie; in den eben genannten Briefen bekannte er sich als ein Vertrauter und Verehrer Rousseau'scher Ideen.

Die Julirevolution in Frankreich mochte von so bedeutendem Einfluß auf ihn sein, daß er sich entschloß, noch nachträglich die Rechts- und Staatswissenschaften zu studiren. Er ging darum nach den Universitäten Heidelberg und München; dann machte er eine Reise nach Oberitalien und Oesterreich. Im Jahre 1833 ließ er den Roman „Maha-Guru, Geschichte eines Gottes" erscheinen, der viel Aufsehen machte; W. Menzel sagte von ihm, daß der Verfasser Tieck's und Steffens' Vorzüge in dem Buche vereinige.

Gutzkow nahm jetzt abwechselnd seinen Aufenthalt in Berlin, Leipzig und Hamburg, und ließ schnell auf einander eine Reihe von Schriften folgen. Im Jahre 1834 erschienen zwei Bände Novellen; 1835 die Tragödie „Nero"; die „Oeffentlichen Charactere", zwei Bände „Soireen", der Roman „Wally die Zweiflerin". Mit diesem Buche trat eine böse Wendung für den Verfasser ein. Gutzkow malt in der „Wally" die Zweifel, die Trostlosigkeit des weiblichen Gemüths und greift den Offenbarungsglauben gewaltig an. Menzel, Gutzkow's bisheriger Freund, wurde sein entschiedenster Gegner; er denuncirte Gutzkow in seinem Blatte als Sittenschänder, als gefährliches Mitglied des sogenannten jungen Deutschlands, und forderte die Polizei zum Einschreiten gegen ihn auf. Gutzkow, der inzwischen in Frankfurt am Main sich an dem von Ed. Duller begründeten Journal „Phönix" betheiligt hatte, wurde in Mannheim verhaftet, und drei Monate in Haft gehalten „wegen", wie das Urtheil des badischen Hofgerichts erklärte, „der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften." Das Buch selbst wurde confiscirt, eine kritische Zeitschrift, die „Deutsche Revue", welche Gutzkow mit L. Wienbarg zusammen herausgeben wollte, im Entstehen unterdrückt. Gutzkow sollte nie die Redaction eines

Journals übernehmen dürfen, seine noch in Zukunft erscheinenden Schriften waren im Voraus verboten. Gutzkow ließ sich indeß durch diese harten Maßregeln nicht abschrecken, noch in seiner Thätigkeit beirren. Er nahm von Neuem seinen Wohnsitz in Frankfurt am Main, woselbst er sich verheirathete, und gründete dort unter Redaction von Beurmann die Zeitschrift „Der Telegraph für Deutschland“, welche er am Ende 1837 nach Hamburg verlegte, woselbst er gleichfalls seinen Wohnsitz nahm.

In Bezug auf die gegen ihn erhobenen Anklagen schrieb er 1835 eine Vertheidigung gegen Menzel; im folgenden Jahre ließ er die Schrift „Zur Philosophie der Geschichte“ erscheinen, worin er, Menzel nach allen Richtungen hin überlegen, die Rohheit der Menzel'schen Schrift „Geist der Geschichte“ nachwies. In demselben Jahre erschienen zwei andere Schriften Gutzkow's, die ebenfalls mehr oder weniger gegen Menzel gerichtet waren, die „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur“ und „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.“

Im folgenden Jahre gab Gutzkow die „Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale, ihre großen Charaktere“ heraus, und zwar aus Besorgniß vor der Censur unter dem Namen Bulwers; in diesem Buche nimmt Gutzkow wieder eine bessere, selbständigere Stel-

lung ein, er schildert die Thatbestände mit Feinheit, Ruhe, Gründlichkeit. 1838 erschien Gutzkow's Roman „Seraphine", ferner unter dem Titel „Götter, Helden, Don Quixote" eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, welche er früher in Zeitschriften und dergleichen geliefert hatte. Im gleichen Jahre erschien eine polemische Schrift gegen Görres und den Ultramontanismus, „Die rothe Mütze und die Kaputze", aber auch sein berühmter komischer Roman „Blasedow und seine Söhne". 1839 erschien das „Skizzenbuch", und im folgenden Jahre das vortreffliche biographische Werk über Börne. Von jetzt ab wandte Gutzkow sich einer neuen Thätigkeit zu, welche ihm größere Popularität verschaffte, als seine bisherige literarische Wirksamkeit, und von der er auch größere künstlerische Erfolge erwartete — er wurde Dramatiker, Lustspieldichter. Er hatte bereits, wie wir erwähnten, ein Drama „Nero" gedichtet, diese Dichtung war entschieden gelungen. Jetzt faßte er die erhabene Idee, eine ganz neue Gattung des Drama's zu schaffen, ein Tendenz=, ein sociales Drama. „Ein solches zu versuchen hatte Gutzkow mehr als eine Verpflichtung; seine Stellung zur jüngeren Generation der Literaten forderte das Wagniß, das für ihn und sein Talent schon weniger als Wagniß erscheinen durfte. Das erste gelungene Drama dieser Art sollte der Adels=

brief der jüngeren Literatur werden, der Vorwurf des Mangels an wahrer Productivität sollte widerlegt, und dargethan werden, daß die dramatische Poesie, die bisher den Menschen nicht einmal zeichnen, geschweige in Scene setzen konnte, allerdings vermöge, den wirklichen, zeitgenössischen und historischen Menschen zu ergreifen und die Menschenheit nach Geist und Körper vor Augen zu stellen."

So erschienen denn in sehr kurzer Zeit eine ganze Reihe dramatischer Arbeiten Gutzkow's, die fast ohne Ausnahme von gutem Erfolge begleitet waren. Zuerst erschien „König Saul" und „Richard Savage", beide im Jahre 1839; dann „Werner" oder „Herz und Welt" 1840; „Patkul" und „Die Schule der Reichen" 1841; „Ein weißes Blatt" und „Der dreizehnte November" 1842; „Zopf und Schwert" 1843; „Das Urbild des Tartüffe" 1845; „Uriel Acosta" 1847. Alle diese Stücke wurden mehr oder weniger Eigenthum der deutschen Bühne; nicht eben viel Glück machten „Ottfried", „Wullenweber", „Liesli", „Der Königslieutenant".

Alle diese dramatischen Sachen, „Ottfried" ausgenommen, erschienen als dramatische Werke gesammelt im jetzigen Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in den Jahren 1842—1852, das Zeugniß einer immensen Thätigkeit ihres Verfassers. Besonders drei,

„Uriel Acosta", „Zopf und Schwert" und das „Urbild des Tartüffe" wurden in hohem Grade populär.

„Uriel Acosta" ist ein Trauerspiel von hohem dichterischem Werth; in Bezug auf die Anforderungen, welche man an ein Drama zu stellen hat, darf man ihm jedoch mit Recht den Vorwurf machen, daß in dem Auftreten der Hauptperson des Stückes zu viel Inconsequenz gefunden wird.

Uriel Acosta, jener berühmte jüdische Gelehrte des 17. Jahrhunderts, in Amsterdam lebend, hat ein Buch geschrieben, worin die Grundsätze der jüdischen Lehre mehr als ihr gut ist, kritisirt werden. Die Synagoge übergiebt das Buch einem Arzt, dem früheren Lehrer Acosta's; er soll untersuchen, ob sie im Einklang mit dem Judenthume steht. Dieser Mann, der Arzt de Silva, nennt das Buch kein jüdisches, doch will er das Recht der Wissenschaft retten und theilt mit, daß Uriel Acosta, der Verfasser, das Recht hat, sich einen Christen zu nennen.

— — — „Sein Vater
Schwur einst in Portugal den Glauben ab,
Ward Christ, und seine Kinder hat erzogen
Das Jesuitenkloster in Cuença.
Als sie vom Tajo sich hierher geflüchtet,
Sind sie zum Judenthum zurückgekehrt —
Ob Uriel auch? Es steht in seiner Macht,
Wenn er es will sich Christ zu nennen.

Doch Acosta wirft dieses Auskunftsmittel weit von sich; wo er dies thut, finden wir eine der schönsten Stellen des Drama's, die folgende:

Uriel
(wildbewegt).

„Ich wäre Christ? Soll mir ein frecher Spott
Die Hinterthür des falschen Mitleids öffnen?
Als Kind schon im Gesetze lesen lernend,
Ward plötzlich ich getauft. Kein lichtumflossner
Geweihter Priester hatte uns bekehrt,
Den Vater, Mutter, Schwester und die Brüder, —
Nicht mit Legenden wurden wir gewonnen —
Auch nicht mit Gold — Gevatter stand bei uns
Der Henkersknecht der Inquisition.
Am Scheiterhaufen gingen wir vorüber
In eine Christenschule sieben Jahre —
Mit bangem Herzen! — Wenn die Furcht der Quell
Des Glaubens ist, so war'n wir fromme Christen!
Doch wunderbare Milde der Gewöhnung!
Am Hochaltar, im Meßgewande bald
Das goldne Rauchfaß tragend, bald im Chor
Die Responsorien dem Priester singend
Und christlich Wissen in der Schule lernend,
Fühl' ich mich glücklich, damals mehr als Talmud
In meine Seele eingeprägt zu haben.

Was ich geworden, ward ich nur als Christ.
Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Mensch, ein freier, in dem Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick —
Was Alle liebten, durft' ich wieder lieben,
Was Alle fürchteten, war meine Furcht,
Und jeden Pulsschlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geschichte fühlt'
Ich wieder in mir selbst wie alle Menschen.
Ein Portugiese war ich, hatte Heimath,
Ein Recht des Daseins, hatt' ein Vaterland!
Da folgten wir des Vaters andern Brüdern,
Die hierher zogen in die Niederlande.
Erst jetzt erschienen sie sich wieder frei.
Ein Jeder eilte sich, den Tropfen Taufe
Aus seinem Blut, wie unrein, wegzuwerfen,
Und was der Vater that, das galt vom Sohn —
Von meiner Mutter — Alle sind sie wieder Juden!
Ob auch von mir, der ich ein Jüngling schon
Nach Amsterdam gekommen, — ob auch ich
Den milden Gabriel, wie ich getauft,
Mir in den finstern Uriel wandeln will —
Das steht mir frei und — offen sag' ich Euch,
Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!

Daß ich's nicht thue — fragt mich nicht, warum?
Was ist's, das Joseph in Aegyptenland,
Als er die Brüder sah, die ihn verkauften,
Doch Freudenthränen weinen ließ? Was ist's,
Das uns bei allem Abscheu vor dem Wust,
Der uns als Sitte folgte aus dem Osten,
Doch bindet, gleich als wenn wir Brüder wären,
Die wir weit seltner, als wir scheinen, sind?
Die Ehre ist der Kitt des morschen Bundes,
Die Ehre nur ist's, die mich Euch verpflichtet!
Wenn ihr so leidlich wohl in Amsterdam
Als Menschen angesehn seid, bleibt Ihr doch
Ein schüchtern Wild aus einem fernen Walde,
Das zitternd stutzt vor jedem Christengruß,
Ein Argwohn nur — Ihr müßt von dannen ziehn,
Des Ahasverus Söhne müßt Ihr wandern,
Und wandern, wandern, wandern ruhelos —
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Christ mich in dem Grün behaglich streckend,
Indessen Ihr im Staub der Straße zieht —
So will ich leiden mit den Leidenden, —
Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!"

Acosta wird in Bann gethan. Er will Amsterdam verlassen, zwei Dinge sind es, die ihn halten: seine eigene Familie, in ihr seine blinde Mutter, und die Liebe zu

Judith, seiner Schülerin, der Tochter von Manasse Vanderstraten, einem für reich geltenden Kaufmann in Amsterdam. Durch diese Dinge wird er zum Widerruf gebracht; wir theilen die dahin gehörenden Scenen mit, welche sich durch eine vortreffliche Steigerung des Affects auszeichnen.

Vierter Auftritt.

Uriel (von rechts). De Silva.

Uriel
(bleibt an der Thüre stehen).

Ich bin's, de Silva! Darf sich der Verfluchte
Dem Anwalt der gerechten Sache nahn?

Silva.

Das Heiligste, die Pflicht, ist leider das,
Was wir am öftersten in uns bekämpfen
Und meistens wider Willen thun. Acosta,
Nicht gerne hab' ich Euch verurtheilt.

Uriel.

Wohl,
Ich weiß! Ihr ließt mir einen Ausweg offen,
Den einzigen, den ich nicht wählen durfte.

Silva.

Mich rührt's, daß Ihr doch noch für Juda fühlt.
Sind mir auch Eure Gründe allzuweltlich,
Wie Judiths Liebe fast mir teuflisch scheint.
Genug! Ich soll Euch als Verwandten grüßen,
Und um so lieber biet' ich meine Hand,
Als ein Talent, ein reich begabter Geist
Für Amsterdam dadurch erhalten bleibt.

Uriel.

Wo seh' ich eine Möglichkeit, de Silva?
Beglückt bin ich von eines Engels Liebe —
Doch darf ich nehmen, was ich zu behaupten
Kein einziges erlaubtes Mittel kenne?

Silva.

Doch! Doch! Ich komme von dem Rath der Drei.
Die Sitzung war für Eure Sache günstig,
Den Schwiegersohn Manasse's Vanderstraten
Wird man zum Acte der Versöhnung nicht
Mit allzuschwerer Prüfung vorbereiten.

Ihr seid erwartet. Schreitet unerschrocken
Hinaus auf die verbotnen Plätze! Klopfet
Dreimal an's äußre Thor der Synagoge
Und laßt den Schwarm des Volks Euch nicht verdrießen!
Nach kurzem Harren wird ein Diener kommen
Und Euch in Prüfungshaft zum Oberrabi
Akiba führen — dies des Rathes Vorschrift.

Uriel.

Ich hör' Euch an und höre staunend wieder —
Man hat mich Euch zu grüßen aufgefordert,
Deshalb bin ich gekommen. Wovon sprecht Ihr?

Silva.

Von Eurem Widerruf.

Uriel.

Wovon, de Silva?

Silva.

Ihr stellt Euch so befremdet an und wißt doch,
Daß nur der Widerruf vom Bann befreit.

Uriel.

Der Widerruf? Befremdend Wort, das bebend

Kaum über meine Lippen geht! De Silva,
Wer hat Euch denn gesagt, daß ich erwarte,
Von diesem Banne mich befreit zu sehn?

Silva.

Acosta! Sammelt, bitt' ich, Eure Sinne!
Soll Euer Wahnwitz für Charakter gelten?
Dem Ausgestoßnen seine Tochter geben
Heißt selbst sich um den Namen Jude bringen.
Auch seid Ihr, wenn Ihr länger hier verweilt,
Kaum ferner sicher mehr in Amsterdam —
Die Christen schützen uns, nicht Euch.

Uriel.

Ich weiß es
Und überlegte längst, wodurch ich mir
Mit irgend einer Menschenmöglichkeit
Mein unerlaubtes Dasein fristen werde!
Doch habt Ihr jemals Denker Euch genannt,
Hat je ein Glanz von oben Euch beschienen,
Wie sagt Ihr so gelassen: Widerrufe!

Silva.

Die Reue steht auch selbst dem Helden schön.

Uriel.

Der Held bereut durch eine zweite That.

Silva.

Den Irrthum zu bekennen schändet nicht.

Uriel.

Mir selber bin ich irrend, Priestern nicht.

Silva.

Der Priester nimmt die Reue nicht für sich.

Uriel.

Ist sie für Gott, so weiß ich selbst den Weg.

Silva.

O Uriel, das ist es, was ich tief
An Euch beklage. — Dieses leere Pochen
Auf eine Ehre, wo nicht Ehre gilt —
Auf diese kleine Scheidemünze, die
Ihr auf das Zahlbret Gottes werfen wollt!
Dem Himmel ist die Reue wenig werth,
Sie gilt nur für die allgemeine Ordnung.
Für die gestörte Harmonie des Ganzen
Und deren Ausdruck ist des Priesters Ohr.

Nehmt doch den ganzen Bau, nehmt doch das All!
Was seid Ihr? Sandkorn in dem großen Ganzen.

Uriel.

Mir selber bin ich eine ganze Welt.

Silva.

Wenn Ihr Euch aufbläht — ja!

Uriel.

Das Weltall ist
Dann auch nur eine prahlerische Null.

Silva.

Ihr dünkt Euch frei! Ihr pocht mit Eurem Denken —
Und forscht' ich in Natur, im Wintertod,
In Frühlingsblühen und in Herbsteswelken,
Und setzt' ich Gläser auf das Auge, daß
Den Wurm ich oben am Saturn erblickte —
So fühl' ich, daß wir nichts im Eignen sind,
Daß wir gebunden leben in dem Ganzen
Und frei nur sind in dem Nothwendigen.
Ist das einmal dem Geiste aufgegangen,
Da werd' ich auch nicht gegen das, was schon
Im Glauben unsrer Väter fest bestand,
Was tausend Jahre fest bestand, den Witz

Der eigenen Vernunft so ganz verachten,
Daß ich nicht sagte: Es kann Irrthum sein.
Doch tausend Jahre dauert dieser Irrthum,
Hat zehnmal Tausend über Lebensschmerzen
Und Millionen über's Grab geleitet —
Hat Euer Glaube Einen schon beglückt?
Die Hand auf's Herz! Acosta! Nicht einmal
Euch selbst!

Uriel.

Wohl möglich das, de Silva — möglich!
Vielleicht ist's Recht, wenn man des Blinden Stab,
Der ihn dreitausend Jahr hindurch geführt,
Sein helles, reines, sehend Auge nennt.
Der Stab, er hilft dem Blinden suchen, tasten,
Er schützt vor Unfall ihn, er ist sein Auge.
Da plötzlich fällt ein Glanz in diese Dämm'rung,
Der Blinde sieht, er sieht mit sehndem Auge —
Er blickt beseligt auf zum Sonnenball,
Die Sonne blendet, ungewohnt ist Alles,
Er kann die Dinge, die er sieht, nicht nennen,
Er tastet an, was schädlich; ja, er strauchelt,
Das helle junge Auge hat noch nicht
Des Stabes tausendjährige Gewöhnung,
Die dunkel ihre dunkle Welt begriff —
Doch darum, weil die Wahrheit nicht das Glück,

Das volle Glück des Lebens gleich gewährt,
Weil der erlöste Blinde strauchelt, fällt,
Darum soll er das ungewohnte Schauen
In's grüne, neue, junge Leben, Irrthum,
Des Sehens erste Freude Sünde nennen?
Nein! Wenn mein freigeworden Auge auch
Vom Glanz des Lichtes noch so sehr mich schmerzte,
Den Schmerz der Wahrheit widerruf' ich nicht.

Silva.

So wandelt Euern Pfad, der Fluch folgt auf
Der Ferse. Judith wird zum zweiten Mal
De Santos nicht der Lüge zeihen können.
Sie wird dem Vater nicht die Grube graben
Und mit Euch in die Wälder ziehn! Lebt wohl!

(zögernd)

Bei Euerm Gleichniß von der Blindheit hab' ich
An Eure blinde Mutter denken müssen —

(will gehen und kehrt noch einmal gerührt zurück)

Acosta, tief in unserm Volke wurzelt
Der Zauber der Familie! Sonst, o ja,
In alter Zeit auch riß sich mancher Zweig
Vom Stamm der Liebe los, wie Absalon
Von David — später aber, im Exil,
Da wir verfolgt, da nichts uns blieb im Elend,

Als dieser Trost, daß uns doch — Kinder lieben,
Daß uns ein Vater doch beschützt in Noth,
Ein Bruder uns doch — seinen Bruder nennt,
Da schlang sich inniger um uns dies Band
Der Ehrfurcht vor dem heil'gen Herd des Hauses.
Wir brachten Opfer unsrer Freiheit, mieden
Das schwache Vorurtheil der alten Aeltern
Und warteten nicht bis wir mündig waren,
Um dies zu thun und das zu unterlassen,
Wir warteten bis auf den Tod der Unsern.
Dann sind wir frei, dann sei die eigne Meinung,
Die Fahne unsrer Wünsche aufgesteckt —
Sind das nur Luftgebilde Euerm Geist,
Den fremde Leiden nicht bekümmern dürfen?
Manasse's Schmerz nicht, Judith's Liebe nicht?
O macht es mit Euch selber aus, wer siegt,
Ob Euer Herz, ob Euer freier Geist —
Ihr müßt Euch prüfen in dem Grund der Seele,
Und was Euch edler dünkt, das thut. Lebt wohl!

(Ab durch die Mitte.)

Fünfter Auftritt.

Uriel (allein). Später Simon.

Uriel.

Ob mir die Wahrheit edler, als die Liebe?
Wohl kenn' ich Tausende, die jeden Werth
Der Seele, Adel der Gesinnung, ja
Das Vaterland und ihren Glauben opfern,
Um fortzuräumen, was nur irgend zwischen
Dem ersten Kuß von einem Mund wie Judith's
Und Allem läge, was sie selber ehrt.
Ich liebe Judith; doch ich müßte mich verachten,
Wenn wie ein blöder Schäfer aus der Fabel,
Wie ein bebänderter Amynt der Bühne
Ich schmachtete und so in Wachs zerflösse!
Erst glauben und dann widerrufen? Feige
Sich selber einen Meineid schwören? Nein!
Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Capitel um die Brust ihm hängt.

Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unrühmlich fällt.
Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lüngner seiner Meinung wird.
Mag auch mir raunen eine Stimm' in's Ohr:
Das Herz ist Dir gewisser als der Geist,
Die Liebe täuscht sich nicht wie der Gedanke —
Ich kann nicht anders. Ritterstolz ist das,
Was mir die Sporen in die Seite drückt
Und jede blasse Furcht zum Schweigen bringt.
Hab' ich geirrt, so irrt' ich nur der Wahrheit;
Den Priestern aber widerruf' ich nicht.

(Er will rasch ab.)

Man kommt!

Simon

(draußen).

Hier tretet ein! Dem Fräulein will ich's melden.

Uriel.

Wer ist's — Ich höre Stimmen — mich zu schauen
Ist jedem Frommen, jedem Heuchler Gräuel —

Sim'on
(draußen).

Hier! Hier! In diesem Saale wartet nur!
(Die Thür öffnet sich.)

Uriel
(die Eintretenden erblickend).

O ew'ger Gott — was seh' ich — meine Mutter!
(Tritt bei Seite.)

Sechster Auftritt.

Esther Acosta. Ruben. Joel. Uriel. (Esther ist blind und wird von den beiden Brüdern geführt.)

Ruben.

Hier ruht Euch, Mutter!
(Führt sie zum Sessel.)

Esther.

Ob sie kommen wird?

Joel.

Ich ließ ihr unsern Namen noch verschweigen.

Esther.

Daß ich sie sehen könnte —!

Uriel
(stürzt vor und läßt sich ihr zu Füßen nieder).

Mutter!

Esther.

Du?

Du bist es — Uriel — die Hand ist Dein —

Uriel.

Kannst Du den Fluchbeladnen noch erkennen?

Esther.

Noch ist's Dein Haar — Dein Bart — und Deine Wange —
Und Thränen auf der Wange? Ja, Du bist's —
Der Fluch hat nichts an Dir verändern können.

Ruben
(trübe).

Wir sind um Judith hergekommen, Bruder!
Die Mutter möchte gern ein Wesen, das

Dich liebt und ihre Liebe kühn bekannte,
Sie möchte ihre Tochter —

Uriel
(aufstehend).

Sehen? Ruben,
O sage sehen! Sähst Du sie mit Augen!

Esther.

Schön soll sie sein, mein Sohn, doch schöner noch
Als ihre Reize, die verwelken werden,
Dünkt mir die Liebe, die sie Dir geweiht —
Im Unglück hat sie sich für Dich bekannt —

Uriel.

Ihr seid gemeldet? Längst schon wollte sie
Zu meiner Mutter — ich hab' sie verhindert!
Das Glück, sie mein zu nennen, wird uns nie.

Esther.

Ich wußt' es wohl.

Uriel.

Wie wußtest Du's?

Joel
(auch niedergeschlagen).

Die Mutter
Will sagen, daß der Bann Euch trennen muß.
Vom Widerrufe hat noch nichts verlautet.

Ruben.

Auch deshalb sind wir hergekommen, Bruder,
Weil wir von Amsterdam mit unsrer Mutter
Uns nach dem Haag begeben wollen, künftig
An einem fremden Aufenthalt zu wohnen.

Uriel.

Ihr nach dem Haag? Mit unsrer blinden Mutter?

Esther.

Was thut das mir? Ich denk' im Haag, ich bin
In Amsterdam! Hab' ich doch hier so oft
Mich an den Tago wieder heimgeträumt.

Uriel.

Und warum solche Mühsal? Warum reisen?

Joel.

Vergebung — theurer Bruder!

Esther.

Sagt es nicht!

Ruben.

Der Handel, den vom Vater wir geerbt,
War rasch emporgeblüht —

Uriel.

Du selbst Sensal
Und Zwischenhändler an der Börse!

Ruben.

Jetzt —

Uriel.

Man ist Euch feind — um mich?

Joel.

Es zeigt sich so.
Weil man es fühlt, daß Dich und Deinen Geist
Der Bannfluch wenig drücken wird und hindern,
So läßt die Feindschaft nicht, doch irgendwo
Die Wirkung ihres Sieges zu verspüren.
Da trifft es uns.

Esther.

Nicht mich, mein Sohn — nicht mich!

Ruben.

Im alten Wirken sind wir wie gelähmt,
Man weicht uns aus, man steht uns keine Rede,
Ein Jeder fürchtet sich uns nur zu grüßen;
Von Handel, von Geschäften kann dabei
Nicht ferner Gutes zu erwarten stehn,
Und so sind wir entschlossen auszuwandern.

Uriel
(für sich).

O Ahasveros!

Esther.

Gerne will ich wandern
Und ging' es, wie vor Jahren, über's Meer.
Was aber hilft es! Uriel, Du kannst,
Wo Juden wohnen, keine Freistatt finden.
Und wenn ich sterbe, immer hab' ich doch
Gedacht, wenn die, die sehen können, sterben,
So bricht ihr Auge — meines, hofft' ich, würde
Dann einmal noch in alter Helle glänzen,

Noch meine Kinder sehn — Dich aber werd' ich
Mit sehndem Aug' im Tod vergebens suchen.
(Uriel wendet sich gerührt abwärts.)
Manasse's schönstes Kind bleibt lange aus.

Joel.

Es gehen Thüren —

Ruben.

Horcht, ein rauschend Kleid.

Siebenter Auftritt.

Judith. Die Vorigen.

Judith.

Ihr habt nach mir verlangt, Ihr werthen Herren?
Und jene greise, würd'ge blinde Frau?
(Steht eine Weile sinnend.)
Acosta — das ist? — (mit freudiger Spannung) Unsre Mutter!
(Küßt ihr die Hände.)

Esther.

Nein!
Laß mich Dir selbst die Stirne küssen, Engel!

Judith.

Längst hätt' ich Euern Segen schon erfleht,
Aus Euerm Angesichte mir das Bild
Des besten Sohnes ausgefunden —

Esther.

Recht!
O lob' ihn mir — ich liebe Dich dafür.

Judith.

Noch werden All' ihn einst bewundern, Mutter;
Bis dahin hat er uns!

Esther.

O klingt das süß!
Ein Schimmer nur von Dir in's dunkle Auge!
Und nun, wenn mich der Tod ereilen wird,
Darf ich ihn nicht einmal an Dich vererben!

Judith.

Nicht an sein Weib?

Esther.

Sein Weib? Wirst Du sein Weib?
Betrübe Deine Eltern nicht, mein Kind!
Flieh' nicht mit ihm! Dein Vater hat nur Dich!
Nur eine einz'ge Tochter hat Manasse.

Judith
(aufschreckend).

Versteh' ich? Uriel? Du wolltest nicht!
(Sie blickt ihn lange mit zitternder Verzweiflung an.)
Verzeihe, Himmel!
Daß ich geglaubt, es würde diese Erde
Für so viel Liebe schon beglücken können!
(Sie sinkt zu den Füßen Esther's.)

Uriel
(kämpft furchtbar mit sich selbst. Er blickt die Gruppe der Mutter, der Geliebten, seiner Brüder, die hinter dem Sessel der Mutter stehen, mit Rührung an. Für sich).

O sprachst Du wahr, de Silva! Ja es wurzelt
In unserm Volk tief die Familie!
Was schweigt Ihr? Redet! Foltert mich nicht so!

Judith
(nach einer Pause).

Mutter, wir werden nicht geliebt!

Uriel
(schmerzlich aufblickend).

Ein Pfeil steckt mir
Im Herzen — schreien möcht' ich wie ein Thier —
O seht mich nicht so bittend an! Die Thränen,
Die Ihr vergießt in Euerm herbsten Leid,
Sind Freude gegen meine trocknen Augen.
Ihr schweigt? Ihr blickt mich seufzend an? Erwartet
Von mir die eine That, die schmerzlichste?
Dem Herzen soll ich opfern meinen Geist,
Der Liebe meine heil'ge Ueberzeugung?
Du Stolz, was bäumst Du Dich so wild empor?
Du borstig Ungethüm, fletsch' nicht die Zähne —
Sei Wurm! Mensch, Thier, duck' unter — unter —
unter!

(Er faßt krampfhaft nach dem Herzen, als empfände er einen ungeheuern Schmerz.)

Gebt Rettung vor dem stummen Blick der Liebe!
Wer schützt mich vor den stummen Augen? Schließt
Die Augen! Blinde Mutter, schließ' die Augen!

(Er reißt sich mit gewaltigem Entschlusse los.)

Die Augen — ich thu's — ich thu's —

(Er schwankt rückwärts an die Thüre ab. Die Seinigen sind mächtig erregt.)

Judith
(freudig).

Er geht um seine Mutter.

Esther.

Er geht
Um Dich!

Joel.

O segne Gott den Augenblick!
Er widerruft —

Esther
(rasch hinterher).

O, laß mich! Laß mich, Kind —
Ich muß ihn küssen — Uriel, mein Sohn!
Laß mich zu ihm! Wo bist Du — Uriel —?
Wer hat den Muth sich seinen Feind zu nennen?
Wer rühmt sich edlern Sinnes? Judith,
Wir wollen rufen auf der lauten Gasse:
Dies ist ein Sohn, der seine Mutter liebt!

(Folgt Uriel rasch. Joel und Ruben führen sie.)

Judith
(allein am Fenster).

Er ist im Hof — im Mantel kaum verhüllt,
Mit bloßem Haupte stürmt er wild dahin —

Er stutzt — O Gott — er wendet seinen Fuß —
Er zögert — diese Straße dort — rechts oder links?
Er geht — er geht den Weg zur Synagoge!

(Sie entfernt sich vom Fenster.)

So plötzlich das? Und doch vielleicht um mich?
So plötzlich und vielleicht zu rasch — O Himmel,
Wenn er's bereute! — Faßt es mich nicht bleiern?
Und eine Stimme will mir drohend sagen:
Ist denn das Weib des Mannes ew'ger Fluch,
Seit Anbeginn der Welt ihn schon verkleinernd?
Sein Blick war matt wie eines Sterbenden —
Kalt seine Hand, die Kniee zitterten —

(stürzt an's Fenster und ruft hinaus)

Laß ab! laß ab, Acosta — thu' es nicht!
Acosta, nein! Nein! Nein! Es ist zu spät!
Verhängniß, strafe gnädig unsre Schuld!

Acosta wird in Prüfungshaft genommen, nichts von der Außenwelt darf zu ihm, er erfährt nicht, daß seine Mutter gestorben ist, er erfährt nicht, daß Judith ihm verloren geht. Ben Jochai, ein reicher Jude, dem Judith als Kind schon verlobt wurde, rächt sich dafür, daß er von der Tochter verschmäht wurde, an dem Vater, er hat beschlossen, ihn, den Kaufmann zu

stürzen, er hat Vanderstraten's Existenz in der Hand, und läßt sie ihm nur unter der Bedingung, daß Judith die Seine wird. Judith, im entsetzlichen Kampfe der Pflicht, der Kindesliebe mit der Liebe ihres Herzens zu Uriel unterliegt; sie entschließt sich, den Reichthum ihrem Vater mit dem eigenen Leben zu erkaufen, sie reicht Ben Jochai ihre Hand, und dieser stellt Vanderstraten's Vermögen dafür zurück. Die Entwicklung werden wir gleich sehen.

Acosta's Prüfungszeit ist zu Ende, er entschließt sich, um seiner Mutter und Geschwister, insbesondere Judith's willen, zu widerrufen — Judith soll ihm, so versprach man es vor der Prüfungszeit, Gattin werden, sobald er widerrufen hat. Er weiß nichts von dem Geschehenen; er weiß nicht, daß die Gründe, die ihn zum Widerruf führen, nicht mehr vorhanden sind, daß seine Mutter todt, daß Judith ihm verloren ist. Hier kommen wir zu der schwachen, sehr schwachen Stelle des Stücks. Einen Augenblick vor dem Widerruf gelingt es seinem Bruder, zu ihm einzudringen — er theilt ihm den Tod der Mutter mit, er will ihm sagen, wie es um Judith steht. Den Tod der Mutter nimmt Acosta mit Ruhe auf, er verweist darauf, daß er den Wideruf noch immer, um Judiths willen, thun muß, und verweigert, vom Bruder zu hören, was er ihm von Judith sagen wolle.

Hier liegt der Fehler des Stücks. Nach längerer Haft ist es Acosta möglich, einen Bruder, einen Freund zu sprechen; von ihm kann er erfahren, was sein Herz wissen will, von ihm kann der Gebeugte allein neue Kraft empfangen, die ihm nur von Judith herkommen kann, und doch frägt er nicht nach ihr, ja er will nicht einmal das hören, was ihm der Bruder von Judith sagen will. Eine Frage Acosta's mußte ihm mit einem Worte die Zwecklosigkeit des Widerrufs kund thun, und doch thut er diese Frage nicht. Das ist und bleibt ein großer Fehler des Stücks, eine solche Frage ist zu menschlich, zu natürlich, als daß sie unterbleiben konnte.

Acosta widerruft, er ist verdammt, sich am Ausgang des Tempels niederzulegen, damit die Herausgehenden zur Schmach ihn mit ihrem Fuße berühren. Ben Jochai naht ihm zuerst, mit teuflischer Freude flüstert er ihm zu, daß Judith für ihn verloren, daß sein Widerruf vergeblich gewesen sei. Die hierauf folgende Scene entwickelt mit großer Kunst den Schmerz Acosta's, wir theilen sie hier mit.

Sechster Auftritt.

Santos, Embden, Rabbinen (treten alle von der Seite rechts in Bestürzung auf. Die Bühne füllt sich vorn mit Menschen. Darauf) Uriel.

Santos.

Die Thüren auf!

Embden.

Entlaßt das Volk. Er frevelt —

Alle.

Er lästert.

Uriel

(erscheint in wildem Aufzuge, entstellt, wie wahnsinnig hinten auf dem Tabernakel; doch muß das Bild der Volksgruppe (keine Frauen!) sich erst festgestellt haben und Uriel dann leise, nicht zu grell anfangen).

Schweigt! Schweigt! Ihr Alle schweigt — ich kenn' Euch Alle!
Ich kenn' Euch Alle unten — ja, Ihr seid's!

Nur einen Augenblick Geduld — hier war's!
Der reiche Ben Jochai, — war's Jochai,
Der eben mich mit seinem Fuße trat?

Silva
(oben).

Beugt Euch dem Willen des Geschick's, Acosta!
Tragt sanft und milde, was es Euch verhängt.

Uriel.

Ihr seid de Silva —

Santos
(vorn).

Wenn um Judith nur
Du widerrufst, so strafte Dich der Herr.
Sie wird das Weib Jochai's!

Uriel.

Hab' ich's wirklich
Gehört?

Silva.

Acosta! Forsche nicht, wie dies
Hat kommen können — trag' es, weil es ist!

Uriel

(kämpft furchtbar, sich an diese Nachricht zu gewöhnen. Seine Brust hebt sich, seine Augen rollen. Endlich stürzt er verzweifelnd an Silva's Brust. Pause).

Ich gab den Tod mir um zwei Leichen! Silva,
O allzusterblich sind die Sterblichen.

Santos.

Du Tempelstörer, ende Deine Reue!
Noch ist die letzte Sühnung nicht vollzogen.

Uriel

(erhebt sich mit krampfhafter, flammender Wuth).

Noch Sühnung? Hört! Und sie bewegt sich doch.

Silva

(bei Seite).

Das Wort des Galilei!

Uriel.

Stürzt, ihr Felsen,
Von meiner Brust! Du, Zunge, werde frei!
Gefesselte Vernunft, erhebe Dich
Zu eines Simson's letzter Todesstärke!
Mit meinem Arm zerdrück' ich Eure Säulen, —
Dem blinden Geigenspieler fällt es ein,

Er selber ist der Held, der seinen Schmerz
Besingt, um Euch zum lust'gen Tanz,
Mit seinem Leid zur Freude aufzuspielen.
Zum letzten Male schüttle ich mein Haar,
Und sage: Was ich las (springt auf die Stufe) —
es ist nicht wahr.

Santos und Alle.

Hinweg, hinweg mit ihm!

Uriel.

O leugnet Ihr
Das Sonnenlicht durch diese matten Kerzen?
Sagt Ihr, die Sterne glaubten das, was wir?
Unsterblich dünkt Ihr Euch in Euerm Wahn?
Ihr Eintagsfliegen, sommernachtgeboren
Und wie ein Nichts im ew'gen Raum verloren!
(Jetzt erst stürzt er von oben nach vorn.)
An Worte fesselt Ihr den Geist, an Worte
Den ew'gen Gott, an diese ird'sche Schöpfung,
Die Euer Auge kaum begreifen kann.
Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft sei das Symbol des Glaubens,
Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So ist es besser, neue Götter suchen,
Als mit den alten, statt zu beten, fluchen.

Santos.

Du glaubst, Du hast den Denker Dir befreit?
Nur Deinen Dämon hast Du losgelassen.

Uriel.

Den Dämon! Ja, de Santos, meinen Dämon!
Ich glaub' an Euern Gott, Gott Adonai,
Den Gott, der seinen Feind zertritt wie Thon!
Den Gott, dem Feuer aus dem Munde geht,
Den Gott, der Rache übt in's dritte Glied!
Ich bin ein Mensch, wie dieser Gott des Zorns,
Und will ihm dienen, Euerm Gott der Rache!

(Er stürzt fort.)

Silva.

So weit ist es gekommen! O zerreißen
Möcht' ich dies Kleid und Buße thun vor Reue,
Daß ich die Hand gelieh'n zu solchen Freveln!
An den entweih'ten Tempeln sind die Hüter,
Am Fall des Glaubens nur die Priester Schuld!

Santos
(zu den Rabbinen).

Was zu beschließen, wird Akiba sagen.
Wir seh'n uns morgen auf Jochai's Hochzeit.

(Ab nach rechts. Die Andern wenden sich links ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Judiths Hochzeitstag ist da, die Ceremonie wird eben vollzogen, der Schluß des Stücks mag selbst von dem hohen künstlerischen Werthe zeugen, welcher diesem Trauerspiel, jene einzige von uns erwähnte Stelle ausgenommen, eigen ist.

Dritter Auftritt.

Uriel (tritt rasch von links auf) begleitet von Baruch Spinoza (der einige Blumen in der Hand trägt).

Baruch.

Wie lange bin ich, theurer Oheim, nicht
In diesem schönen Park mit Euch gewesen!
Ein Fest scheint man zu feiern und ein hohes!

Uriel
(halb bei Seite).

Sie war's! Im Brautgewand! Von jenen Priestern,
Die mir geflucht, wird sie sich segnen lassen! —
Wenn ich dazwischen träte! Hier die Hand,
Die fluchbeladne auf den Altar legte —!
Ihr zürn' ich nicht — sie that, was ich gethan!
Doch ihn hab' ich zum Zweikampf mir gefordert;

Den Handschuh warf er feig zurück und ließ
Durch meinen Boten spöttelnd mir erwidern:
Wir sind nicht portugiesische Hidalgos!

Baruch
(bricht dann und wann sich Blumen ab).

Die Mutter sagte, daß von allen Orten,
Die Ihr zu meiden Euch entschlossen habt,
Am weitesten Ihr heute diesen flieht;
Und dennoch sind wir träumend hergekommen.

Uriel
(halb bei Seite).

Wir sind nicht portugiesische Hidalgos!
Nein! Feige Schurken sind wir! Seelenkäufer!
Mit Gold verbrämte hohle Pfeffersäcke!

Baruch
(in Entfernung).

Wenn Ihr so mit Euch selber redet, denkt Ihr?
Kommt, Oheim, laßt uns Schlüsse machen! Fragt!
Antworten, glaub' ich, (lächelnd) hab' ich prächtige,
Nur fehlen mir die Fragen noch dazu.
Bei Andern, sagt man, ist es umgekehrt.

Uriel

O denke nicht, mein Kind! Schlaf', wie die Blume,
Die hold in ihrer bunten Schönheit blüht
Und sich nicht kümmert, wer sie wohl erschuf!
Laß Deinen Geist nur wogen wie das Meer,
In seiner tiefsten Fülle stolz sich schaukelnd,
Bleib' auf der hohen See, fern von dem Ufer,
Wo Menschen Dich mit ihren Fragen quälen.
Bist Du ein Jude, bist Du wohl ein Christ,
Bist Niederländer, bist ein Portugiese,
Bist Du dem König, bist dem Volke hold,
Willst Du, daß Einer oder Alle herrschen?
Wer so Dich frägt, da höre nicht mein Knabe,
Und laß die Antwort Dir im Busen ruh'n.

Baruch.

Man kommt — darf ich die Blumen hier der Mutter
An's Fenster stellen?

Uriel.

Wirf sie hin, Spinoza!
Sie sind schon welk in Deiner Hand. Mein Kind,
Geh' heim zu Deiner Mutter!

Baruch.

Und nicht Ihr?

Uriel.

Der Abend senkt sich nieder, geh, mein Sohn,
Und grüße Alle!

Baruch.

Bleibt Ihr bei dem Fest?

Uriel.

Vielleicht! — Geleite Gott Dich! Geh! Ich komme.

Baruch.

Die Blumen lass' ich hier. Sie sind verwelkt.
Und wißt Ihr, wie ich beide unterscheide,
Die Blumen da am Stiel und hier die welken?
Die sind Gedanken dort und die Begriffe!
Dort denkt der Schöpfer! Hier begreift der Mensch.
Und da der Unterschied der Duft nur ist,
Die frische Farbe, das lebend'ge Sein,
So nenn' ich Gott das Leben und das Sein.
Und ohne Leben, ohne Sein, sind hier
Die welken Blumen auch nicht Blumen mehr,
Nur der Begriff noch hat an ihnen Werth,
Sonst sind sie nichts und mögen ruhig sterben.
So lacht doch, Oheim! Wenn ich speculire,
Verzieht Ihr lächelnd immer sonst die Miene;
Heut seid Ihr ernst? Kommt zeitig heim zur Mutter!
Wir können wohl noch etwas Griechisch lesen. (Ab.)

Uriel

(allein, die Blumen betrachtend und dem Knaben nachblickend).

Sonst sind sie nichts und können ruhig sterben!
Nein, kluges Kind, steht Dir auch schon der Stempel
Des Geistes und der Leiden an der Stirn?

(Sich steigernd.)

Aus solchen Blumen zog ich oft noch Gift —
Den Tod, den Abschluß aller Rechnungen,
Den Tod, das letzte Facit aller Zahlen!
Jochai! Herzenschachernder Hidalgo!

(Er zieht ein Pistol hervor.)

Zeig Deinen Wechsel vor! Verfalltag ist!

(Er zielt und geht dabei immer mehr nach hinten.)

Halt' still wie ich, als Du mich trat'st im Staube!
Zuck' nicht mit Deinen Augenwimpern, Krösus!
Noch einen Athemzug — noch einen, Mensch! Ha!

(Er läßt das Pistol sinken. Pause.)

Sie wechselten die Ringe — Widerrufen
Ist hier vergebens und um Nichts die Rache! —
O denke Niemand! Denke Niemand! Schwach
Wird Dir der Arm, wie auch Dein Geist erstarkt —

Ja eine welke Blume bin auch ich
Und der Begriff nur hat noch Werth an mir!
So bin ich Nichts und mag entsagend sterben.

(Tritt ab zur Seite, von wo er kam.)

Vierter Auftritt.

Manasse. Silva. Gäste. Dann Judith, Jochai, Santos und die Uebrigen kehren zurück. Später Uriel.

Judith.

Laßt mich noch einen Augenblick hier weilen!
Das Neue dringt zu heftig auf mich ein!
Ich will mich sammeln — Geht voran, ich bitte!

Jochai.

Es ist der erste Wunsch in unsrer Ehe!
Ich muß ihn wohl erfüllen, wenn auch ungern.

(Zu den Uebrigen)

Ihr werthen Gäste, folgt! Die Einsamkeit,

Die meine junge Gattin immer liebte,
Hat auch das Recht, zuerst ihr Glück zu wünschen.

(Ab mit den Andern nach rechts vorn.)

Judith

(ist nun allein. Sie sieht sich um, schüttet ein Pulver, das sie aus der Brust zieht, in den Pokal mit Wasser und macht eine Pause).

Du hast es ja gesagt, de Silva, daß
Mein Vater Trost sich finden wird! Wohlan! —

(Sie trinkt.)

Ein Denkstein thut denselben Dienst wie ich.

Uriel

(tritt rasch auf).

Ihr seid es, Judith? Einmal noch hab' ich
Das Weib Jochai's sehen müssen —

Judith

(sinkt auf die Bank).

Wohl,
Hier ist es!

Uriel

Wenn ich jetzt noch wandern wollte,
Dann ließet Ihr mich zieh'n! O Judith, siehe,

Hier steht Dein Freund vor Dir, versengt, verbrannt
Zu Asche! Elend! Ganz zerstampft! Ein Nichts! ·
Wo ist Dein stolzer Liebesmuth geblieben,
Der mich, den Sträubenden, in alle Himmel,
Den Liebesmatten wild in Flammen setzte?
O sprich, was denkst Du über mich und Dich?
Wie richten wir uns beide wieder auf?

Judith.

Vergieb, daß unsre Leiden ich vergleiche!
Wer dünkt Dir ärmer wohl, mein Uriel,
Du oder ich?

Uriel.

Ich habe mich gefürchtet
Vor Frauenliebe! Immer noch klingt mir's
Im Ohr, was Du dem Priester hier gesprochen.
Wie hat sich das so grausam umgewandt!

Judith.

Vergiebst Du mir, mein Freund?

Uriel.

Vergeben? Dir?
Ich glaube wohl, daß Du nicht anders durftest.
O hätt' ich anders selber nur gekonnt!

Sich selbst zu hassen, selbst sich zu verachten,
O, das ist Qual!

Judith.

Erlöse Dich von ihr;
Zieh' in die Welt mit muthigem Vertrauen!
Bekenne Deine Wahrheit wie ein Held.

Uriel.

Wer wird sie mir wohl glauben können? Nein,
Wer nicht von Anfang blieb auf grader Straße,
Der könnte Steine wandeln selbst in Brod,
Man glaubt ihm nicht — die Meinung hat verloren
Wer seine Meinung einmal abgeschworen.

Judith.

Man kommt —

Uriel.

Du siehst so blaß —

Judith.

Leb' wohl, mein Freund!

Uriel.

Was hast Du Judith? Diese Farbe —

Judith.

Geh!

Blick mich nicht an! Nur von mir hören sollst Du!

Uriel.

Was soll der Becher? — Judith, ist es möglich?

Letzter Auftritt.

Manasse, Silva und ein Theil der Gäste kehren zurück. Zuletzt Jochai, Santos und der andre Theil. Die Vorigen.

Manasse.

Wo bleibt mein Kind?

Silva.

Acosta hier?

Uriel.

Betrachtet,

De Silva, Eure Nichte!

Manasse.

Kind, wie ist Dir?

Judith.

Leicht, leicht, mein Vater!

Manasse.

Fühlt sie an!
Gerechter Gott, was ist das? Herr des Himmels!
So kalt?

Silva.

Wie Euer Marmor — o Manasse,
Du armer reicher Mann, Dein Kind —

Manasse
(außer sich).

Sie stirbt!

Uriel
(entsetzt bei Seite).
Es ist das Gift aus meinen welken Blumen!
(Jochai und Santos treten mit den andern Gästen sorglos auf.)

Jochai.

So kommt zum Mahl! beginnen wir das Fest!
Wo weilt Ihr, werthen Gäste? Judith — Ha!

Uriel.

Sieh hin, Jochai! Ja, Du stolzer Freier,
Der gegen Wechsel Herzen eingetauscht
Und am Verfalltag doch betrogen ward!
Komm her und schände mich mit Deinem Fuß
Zum zweiten Male hier vor diesem Altar!

(Stürzt zu Judiths Füßen.)

Jochai

(vernichtet bei Seite).

Vermählt mit einer Leiche!

Manasse.

Rettung, Silva!

Silva.

Es ist zu spät! Hier scheitert meine Kunst.

Judith.

Siehst Du, Acosta? Hast Du glauben können,
Daß diese Seele, die Du zart gebildet,

Nicht wüßte, was sie schuldig war der Liebe?
Mein Vater ist gerettet — doch nur so!
(Sie nimmt sich den Myrthenkranz ab.)
O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und süßre Hoffnungen von diesem Leben!
Ein kurzer Frühling nur hat sich erfüllt,
Ein wenig Blumenduft — doch der war schön,
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Mich selig übertäubt — leb' wohl, mein Vater,
Vergieb dies Opfer einer höhern Liebe!
(Sie reicht sterbend Acosta den Kranz.)
Nimm hin, Du Einz'ger, dieser Kranz ist Dein.
(Sie lehnt sich und stirbt.)

Uriel

(preßt den Kranz weinend an seine Lippen, legt ihn dann in Judiths Hand und steht auf).

Manasse! Säulen liebt Ihr, Sarkophage
Und leid'gen Trost giebt Euch des Künstlers Hand.
Wenn Ihr dem theuern Kinde dort vielleicht
An jenen Trauerweiden bettet, laßt mich —
Ich bitte — in der Nähe ruhen! Nirgends
Find' ich ein Grab, bei Christen nicht, nicht Juden!
Ich bin von Denen, die am Wege sterben.
Einst, hoff' ich doch, sieht man sich wohl so einen

Verlornen Denkstein an und sagt: Da ruht
Die Asche eines armen müden Pilgers,
Der ins gelobte Land der Wahrheit zog.
Er sah sie nicht. Doch eine Wolke legte
Sich rosenroth vor sein ersterbend Auge.
Es war die Liebe. (Zeigt auf Judith.) Seht, was Liebe
that!
Und nun lass' ich Euch diese Welt des Irrthums,
Der Zweifel und des Wahns und der Verfolgung!
Werft größre Steine noch auf Menschenherzen,
Die sich wie ich nach Gottes Antlitz sehnten
Und ohne Fürwort eines Priesters wagten,
Unmittelbar ins Auge ihm zu schauen —
Ich kann den meinen nicht mehr länger tragen.
In sonnenhelleren Jahrhunderten
Kommt auch die Zeit, wo man, hebräisch nicht,
Nicht griechisch, nicht lateinisch, nein in Zungen
Des Geistes und der Wahrheit sagen wird:
Noch gab die Welt nicht Raum für solche Bahnen,
Noch war die Luft zu schwül für solche Flammen —
Er mußte gehn, weil er nicht bleiben durfte!
Habt Ihr gesiegt, seht dort, da ist der Platz,
Das Banner des Triumphes aufzupflanzen:
Manasse, jene Trauerweiden mein' ich —
Mein Genius! (Auf Judith lächelnd) Du folgst! Nicht
Ihr, bleibt dort!

Von Ferne will ich Euch die Stelle zeigen,
Wo Ihr den Sieg gewinnt und ich — den Frieden!
(Er schreitet groß und feierlich an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er von der Bühne fort ist, fällt ein Schuß.)

(Allgemeine Bewegung.)

Santos.

(hervortretend nach der Seite, wo Uriel ging).

Die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen.

Silva

(hält ihn zurück, blickt abwechselnd auf die Seite und auf Judith, die von Manasse gehalten wird).

O stört den Schauer dieser Stunde nicht!
Zwei Zeugen eines Glaubens, der die Welt
Verachtet! Richtet nicht, denn wie wir hier
Erstarrt vor Schrecken stehn, die wahren Mörder
Des stummen Paars sind wir! Ja geht hinaus
Und predigt: Schonung, Duldung, Liebe!
Und was der wahre Glaube? O, der Glanz
Der alten Heiligthümer, seh' ich, schwindet.
Glaubt, was Ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen, siegt, de Santos! Nein,

(er schlägt an's Herz)

Wie wir es meinen, das nur überwindet.

(Die Gruppe bleibt stehen. Der Vorhang fällt.)

— — — — — —

Was wir von „Uriel Acosta" sagten, mag Alles sein, was wir über Gutzkow's Dramen zu sagen haben; wir wiederholen mit ein Paar Worten, daß er der bedeutendste deutsche Dramatiker der neueren Zeit ist.

Aber nicht nur im Drama, auch im Lustspiel, nimmt er eine erste Stelle ein. Gutzkow's „Zopf und Schwert" ist zweifelsohne das bedeutendste historische Lustspiel, was unsere Literatur seit lange aufzuweisen hat.

Den Stoff nahm der Dichter mit vielem Glück aus dem Leben Friedrich Wilhelms, des zweiten Königs von Preußen. Wie geschickt er ihn zu behandeln verstand, davon nur eine kleine Probe, zu deren Einführung wir ein Paar Worte vorausschicken.

Wir geben in der folgenden Scene einen Abend aus dem Tabakscollegium; der englische Gesandte Hotham, der gekommen ist, um eine Heirath zwischen dem Prinzen von Wales und der Tochter des Königs, Prinzessin Wilhelmine, abzuschließen, die aber nicht zu Stande kommt, bittet den König um die Erlaubniß, einer solchen Abendgesellschaft beiwohnen zu dürfen. Sie wird ihm gewährt; zugleich ladet der König den Erbprinzen

von Baireuth, der die Prinzessin Wilhelmine liebt, gleichfalls ein, um ihn zum Gegenstand der Unterhaltung, zum Stichblatt des Witzes für den Abend zu machen.

Doch wir lassen den Dichter selbst sprechen.

Hotham.

In allen Zeitungen, in allen Reiseberichten liest man von einer Gesellschaft in Berlin, die jede Vorstellung übertrifft, die sich ein Engländer von Clubbs und geschlossenen Gesellschaften machen kann.

König.

In Berlin? Das leidet die Polizei? Da bin ich doch neugierig.

Hotham.

Ein gemüthlicher Mann versammelt wöchentlich einige Male in einem kleinen niedrigen Zimmer des Schlosses eine kleine auserlesene Gesellschaft von Männern um sich, denen er sein nächstes Vertrauen schenkt. Auf hölzernen Schemeln sitzend, oft mit ausgezogenen Röcken, den Bierkrug vor sich auf dem groben Tisch von Eichenholz, die dampfende holländische Thonpfeife im Munde, unterhält man sich daselbst trotz der hohen Stellung, welche alle diese Männer in der

Welt einnehmen, auf die ungebundenste Weise. Einige, die nicht rauchen können, halten, um das Ensemble nicht zu stören, die Pfeife kalt im Munde. Den Stoff zum Lachen bietet gewöhnlich ein Mitglied dar. Es geht nach dem Loose, an Jeden kann die Reihe kommen, das Stichblatt der lustigsten Satyre zu werden. In eine Sitzung dieser sonderbarsten aller Hof-Assembléen einmal eingeführt gewesen zu sein, wäre für mich eine der denkwürdigsten Erinnerungen, die ich von Berlin hinwegzunehmen wünschen könnte.

König.

Alle Wetter, Grumbkow, ich glaube gar, er meint unsre Tabagie?

Hotham.

Das weltberühmte preußische Tabakscollegium!

König.

Und davon hätten Sie — hätte der Ritter — Nein — (steht auf) jetzt brauch' ich die üblichen Formen nicht mehr. Ritter Hotham, Sie haben von meiner Tabagie gehört? Sie haben Gutes von ihr gesprochen, das söhnt mich mit Ihrem Charakter aus! Können sie rauchen?

Hotham.

Leichten holländischen Varinas.

König.

Hab' ich, auch Portorico, auch ungrischen, ja ich lasse jetzt auch in der Mark Brandenburg trefflichen Taback ziehen.

Hotham.

Für diesen würde ich danken.

König.

Geben Sie mir die Hand, Ritter! Kommen Sie heut in unser Colleg. Bei einem Trunke Bier spülen wir unsern diplomatischen Aerger hinunter und in den blauen Dampfwolken verpuffen wir alle unsere Ränke, Pfiffe und Kniffe.

Eversmann.

Aber, Majestät, wer soll heute den Stoff zum Lachen geben?

Hotham.

Nehmen Ew. Majestät heute mich zum Stichblatt.

König.

Gott bewahre! Herr Ritter, da geht es scharf her! Wer so von einem Dutzend alter Soldaten geprellt wird, der erholt sich in ein Paar Wochen nicht wieder!

Hotham
(bei Seite).

Angenehmes Schicksal, hier den Fuchs zu machen!

König.

Wir finden aber schon Einen, den wir heut in unsre Mitte nehmen. Lachen sollen Sie, lachen und dann — dann erzählen Sie uns auch was von den Hahnenkämpfen und von den Boxern in England. Sehen Sie, solchen Spaß hätt' ich nun für mein Leben gern und wollt's auch gern hereinlassen in's Land, ohne Zoll, ohne alle Accise. Also acht Uhr Tabagie! Pardon für die sonderbare Abschiedsaudienz. Bringen Sie einen guten Durst mit. Im Trinken halten wir uns dann auch nicht an die üblichen Formen!

(Ab. Die Uebrigen, außer Hotham, folgen.)

Vierte Scene.

Hotham. Dann der Erbprinz.

Hotham

(allein).

Vortrefflich! Ich schicke mich in die Verhältnisse und die Verhältnisse schicken sich in uns. Jetzt mein Billet an die Königin! (Setzt sich und liest) „Meine hohe Gebieterin! Ihr Wunsch, den Prinzen von Wales zu sehen, ist für Ihren unterthänigsten Diener Befehl. Wenn nicht Alles fehl schlägt, habe ich die Ehre, diese Nacht noch den Prinzen von Wales seiner königlichen Tante zuzuführen. Er erwartet nicht nur das Glück, Ew. Majestät die Hand küssen zu dürfen, sondern rechnet auch mit aller Sehnsucht seines Herzens darauf, endlich zu dem Anblicke seiner theuern Prinzessin Braut zu gelangen. Bieten Sie Alles auf, für diesen Abend die Prinzessin aus ihrer Haft zu befreien. (Schreibt) Ich schlage Ihnen zu diesem Zwecke vor, der Prinzessin anzurathen, daß sie sich eines weißen Domino bediene. In dieser Tracht wird sie un-

gehindert an den Wachen des Schlosses vorübergehen dürfen." Wenn ich nun noch den Erbprinzen — aha — da ist er.

Erbprinz
(sieht schon vorher in's Zimmer).

Hotham! ich suche sie überall! Denken Sie sich, was mir begegnet ist!

Hotham.

Wieder ein Auftrag etwa?

Erbprinz.

Noch kann ich mich kaum fassen. Wie ich trostlos mich zur Abreise rüstend zu den Fenstern der gefangenen Geliebten hinaufblicke, nähert sich mir ein Lakai des Königs, ich erwarte eine neue Demüthigung, aber denken Sie sich mein Erstaunen, als mir folgende Ueberraschung wird —

Hotham.

Ueberraschung?

Erbprinz.

Sie kennen den Werth, den der König auf seine nächtlichen Tabacksgesellschaften legt. Nur Personen,

mit denen er ganz besondere Absichten hat, pflegt er zu diesen Gelagen einzuladen. Denken Sie sich mein Befremden, wie ich höre, daß Se. Majestät mich ersucht, vor meiner Abreise ihm heute noch einmal das Vergnügen zu machen, seiner Tabagie beizuwohnen.

Hotham.

Sie sind eingeladen?

Erbprinz.

Sie lachen ja?

Hotham
(bricht in Lachen aus).

Erbprinz.

Warum lachen Sie denn?

Hotham
(lacht).

O das ist unbeschreiblich komisch!

Erbprinz.

Komisch? Ich finde es sehr tragisch, wenn ein Fürst so inconsequent ist und uns erst demüthigt und dann plötzlich mit Zuvorkommenheiten überschüttet! Was ist Ihnen denn plötzlich?

Hotham.

Stellen Sie sich einmal grade! So! Brust heraus, Kopf in die Höhe, Hände am Leibe, mehr nach hinten hin —

Erbprinz.

Was wollen Sie —

Hotham

(faßt ihm in's Haar).

Prächtiger Wuchs!

Erbprinz.

Was wollen Sie von meinem Haar? Und Ihr Lachen?

Hotham.

Mein Lachen? Ich bin heute in Folge einer sehr curiosen diplomatischen Verhandlung zu der Ehre gelangt, gleichfalls zur Tabagie eingeladen zu werden. Um mir nun den rechten Hautgout der dortigen, wie es scheint, etwas stark natürlichen Unterhaltung zu geben, hat man sich nach einem Wildprete umgesehen, auf welches eine allgemeine Hetzjagd angestellt werden soll —

Erbprinz.

Und dies Wildpret?

Hotham.

Sind Sie!

Erbprinz.

Bin ich? Nein, nun wird mir's zu arg! Ja, Hotham, ich will mich an's unterste Ende der großen Tafel setzen, aber ich sage Ihnen, meine Geduld ist erschöpft. Ich will zeigen, daß ich gegen die Späße plumper Soldaten Waffen führe, die ich bisher nicht angewendet habe. Ja, ich will hingehen; mit scheinbarer Ruhe werd' ich anhören, was man mit mir bezweckt, aber dann werd' ich auch meinen Köcher hervorziehen, Pfeil auf Pfeil nach diesem Despotismus abschießen, und wenn ihnen auch diese Geschosse nicht durch das grobe Lederkoller dringen, dann, Hotham, dann schlag' ich mit dem Degen drein!

Hotham.

Bravo, Prinz! So kann ich Sie brauchen. Die Zeit rückt heran. Dieser Brief schnell an die Königin, dann in die Tabagie und dann — doch Sie sind in einem Humor, der jetzt keine Erörterungen zuläßt. Erhalten Sie sich diesen Zorn, wüthen Sie! Schnau-

ben Sie wie ein Tiger! — (Führt ihn unterm Arm ab.) Bravo, bravo! Lassen Sie nicht nach! Wüthender! Wüthender! So! Nun werden Sie das Mittel finden, endlich diesem Könige zu imponiren!

(Beide ab.)

(Verwandlung.)

Ein niedriges, unansehnliches Zimmer des Schlosses mit grauen Wänden. Haupteingang und einer zur Seite. Ein kleines Fenster zur Rechten.

Fünfte Scene.

Reichgallonirte Lakaien tragen einen eichenen Tisch herein und stellen eine Anzahl von hölzernen Schemeln herum. Dann tragen sie auf hölzernen Platten Krüge herein, die sie rings auf den Tisch setzen. Lakaien ab.

Der König (tritt in leichter militärischer Hauskleidung, den kleinen holländischen Pfeifenstummel im Munde, aus der Thür links. Er macht sorgfältig hinter sich zu.) Eversmann.

König.

Versammeln sie sich schon?

Eversmann.

Scheint recht lebhaft draußen.

König.

Meine einzige Erholung das! So lange ich noch diese kleine Zerstreuung haben kann, will ich die Last und Sorge der Regierung recht gern tragen. Sind die thönernen Kanonen geladen?

Eversmann.

Draußen dampfen schon welche.

König.

Das Bier hübsch frisch, ein Bischen bitter? Was?

Eversmann.

's könnte besser sein.

König.

Die Bernauer Brauer sollen sich in Acht nehmen, daß ich ihnen nicht über die Blase komme! Wie ist's mit dem weißen Kittel, den ich bestellt habe?

Eversmann.

Alles in Ordnung.

König.

Wenn die Sitzung aufgehoben ist, so weiß Er, was ich vorhabe —

Eversmann.

Alles in Bereitschaft.

König.

Jetzt geh' Er! Mit Glockenschlag zehn wird die Thür geöffnet.

Eversmann.

Zu Befehl! (Ab).

König

(geht an das Fenster und bleibt eine Weile stehen. Pause).

Schon wieder Licht da drüben! Drei Zimmer erhellt, wo's an Einem genug ist! Stecken mir noch das Schloß an und das Talg ist so theuer! Lauter Frauenzimmer sind heut Nacht drüben eingeladen worden und es sollte mich wundern, wenn sie nicht ein großes Complot schmieden und den Prinzen von Wales leibhaftig in ihrer Mitte haben. Aber wartet, ein Tag, der wichtig angefangen hat und wichtig endigen soll.

(Eine Zimmeruhr schlägt zehn.)

Sechste Scene.

(Die Nebenthür nach rechts vom Zuschauer wird geöffnet. Die Mitglieder der Tabacksgesellschaft, Grumbkow und Seckendorf an der Spitze, treten ein. Ihre Zahl beträgt außer den handelnden Personen etwa noch zehen. Alle treten feierlich, den Hut auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, ein. Beim König vorübergehend fassen sie an den Hut und nehmen einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde. Zuletzt Hotham und der Erbprinz. Der König steht links und läßt den Zug, an sich vorüber, nach rechts passiren. Eversmann.

Grumkow

(macht die vorgeschriebene Begrüßung).

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Grumbkow!

Seckendorf.

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Seckendorf!

Graf Schwerin.

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Graf Schwerin! Schmeckt's?

Graf Schwerin.

Danke, Majestät! (Geht vorüber.)

Graf Wartensleben.

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Graf Wartensleben! Hat sie Luft?

Graf Wartensleben.

Danke, Majestät!

(Geht vorüber. Die Andern gehen Alle nach und nach oder Mehrere auf einmal mit Verbeugungen vorüber.)

König.

Nun, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ohne Unterschied, nach Belieben! Pulverdampf macht Alles gleich.

Grumbkow.

Aber das Ziel, Majestät, welches Sie uns für heute versprochen haben.

König.

Ha, ha, die Scheibe. Da ist sie.

(Hotham und der Erbprinz treten ein.)

Alle.

Der Erbprinz?

Erbprinz
(verbissen).

Guten Abend!

König.

Recht so, Erbprinz, daß Sie gekommen sind. Nun können Sie in Rheinsberg doch etwas Ordentliches von meiner Familie wiedererzählen. (Bei Seite.) Warte, Spion! (Laut) Ich glaube, Sie rauchen kalt.

Erbprinz.

Das Feuer denk' ich mir hier zu holen.

(Man setzt sich, und zwar so, daß an der einen Spitze des Tisches der König mit Grumbkow, an der andern Hotham mit dem Erbprinzen sitzen.)

König.

Langen Sie zu, meine Herren. Da stehen die Sorgenbrecher!

Seckendorf.

Auf das Wohl Sr. Majestät!

König.

Nein, nach einem heißen Tag voll Aerger und Kummer, auf Heiterkeit, Frohsinn und gute Einfälle!

(Alle stoßen an.)

Eversmann

(der ab und zu geht, die Gäste bedient und die Kohlen zum Anzünden reicht, bei Seite).

Auf Einfälle stoß' ich nicht an. Ich baue mir jetzt mein viertes Haus.

König

(bei Seite).

Grumbkow, ich glaube, es wird heut schön werden.

Grumbkow

(bei Seite).

Den Erbprinzen wollen wir gleich anbohren.

König
(bei Seite.)

Machen Sie's gnädig. Der Angstschweiß steht ihm schon auf der Stirne. (Laut) Sagen Sie 'mal, Erbprinz, da Sie ja doch so viel herumgewindbeutelt sind, rauchen sie in Versailles auch Taback?

Erbprinz.

Nein, Majestät, aber in London hab' ich Matrosen gesehen, die kauen ihn.

König.

Brr! Grumbkow, das führen wir nicht ein — ich will nicht sagen von wegen des Geschmacks, aber solche Mahlzeiten müssen schrecklich kostspielig werden.

Hotham.

Unsere Matrosen brauchen den Taback nur als Mittel gegen den Scorbut —

Seckendorf.

Was ist das: Scorbut?

Erbprinz.

Ein Uebel, Herr von Seckendorf, das mit einem bösen Munde anfängt.

König
((lachend bei Seite).

Aha, Grumbkow, merken Sie was? Er kitzelt. Jetzt 'mal heraus mit der Plempe.

Grumbkow.

Eversmann, sind die neuesten holländischen Zeitungen angekommen?

Eversmann.

Ja wohl, aber wieder lauter Lügen, Excellenz.

König.

Lügen? Drum, glaub' ich, ist auch unser Bier sauer.

Grumbkow.

Sagen Sie, Eversmann, steht nichts von Ansbach drin?

Hotham
(bei Seite zum Erbprinzen).

Rüsten Sie sich!

Eversmann
(frech).

Ach, über so ein kleines Ländchen —

König.

Stille! Preußen war auch einmal klein! Sagen Sie lieber, was schreiben denn jetzt die Holländer über Preußen?

Eversmann.

Schändlich! Es wären aus Potsdamm wieder viel Deserteure durchgegangen —

König.

Das ist nicht gelogen. Leider!

Erbprinz.

Aber sie drücken sich darüber bei Weitem zarter aus.

König.

Wie denn, Erbprinz?

Erbprinz.

Die Garden Ew. Majestät beständen aus Menschen, die größtentheils an einem krankhaften Wachsthum litten. Diese Riesen bekämen zuweilen Perioden, wo sie so ungeheuer ausschlügen, daß sie über die Fichten gingen und ganz aus dem menschlichen Gesichtskreise verschwänden —

König.

Ha, ha! Lustig ausgedrückt. Trinken Sie doch, Erbprinz!

Grumbkow.

Ich denke, Ew. Hoheit lesen nur französische Blätter?

Erbprinz.

Ich würde am liebsten preußische lesen, aber Dank der Politik des Herrn von Grumbkow, zur Zeit dürfen in Preußen noch keine Blätter erscheinen.

König.

Ha, ha, da haben Sie's. (Bei Seite) Sieh, sieh, der nimmt kein Blatt vor den Mund. Es wird hübsch heute.

Hotham
(bei Seite zum Erbprinzen).

Werden Sie nicht zu scharf! Mäßigung!

Grumbkow
(bei Seite).

Seckendorf, strengen Sie 'mal Ihren Witz an.

Seckendorf
(bei Seite).

Stille, stille, ich combinire schon lange etwas. Lassen Sie mich nur die günstige Zeit abwarten.

König.

Aber Sie trinken nicht, Erbprinz! Hier muß man trinken können. (Bei Seite) Eversmann, schenk' Er ihm tüchtig ein.

Hotham
(bei Seite).

Man will Sie berauschen! Rücken Sie nur immer Ihren Krug zu mir herüber.

König.

Kennen Sie den alten Dessauer, Erbprinz?

Erbprinz.

Majestät —

König.

Wirklich? Wissen Sie denn auch, welche große Erfindung die Menschheit dem alten Dessauer zu verdanken hat?

Erbprinz
(bei Seite).

Hotham, wissen Sie's nicht?

Hotham
(bei Seite).

Verdammte Querfrage — sagen Sie die Kamaschen!

Erbprinz.

Was der alte Dessauer erfunden hat, wünschen Ew. Majestät zu wissen?

König.

Ja, was hat der Dessauer erfunden?

Seckendorf
(bei Seite).

Sehen Sie, jetzt fangen wir ihn.

Erbprinz.

Hm, hm, das Pulver kann's nicht sein, denn das hat schon Herr von Seckendorf erfunden.
(Alle lachen.)

Seckendorf
(bei Seite).

Lassen Sie nur, Grumbkow, ich warte nur den günstigen Augenblick ab.

König.

Die eisernen Ladestöcke hat er erfunden! So was wird mein Sohn in Rheinsberg mit all' seinem Homer und Voltaire und wie sie alle heißen, diese Heiden, in seinem Leben nicht zu Stande bringen. (Bei Seite) Trinkt er denn, Eversmann?

Hotham
(bei Seite).

Verlieren Sie Ihren Vortheil nicht.

Erbprinz
(bei Seite).

Wer Teufel kann auch an die eisernen Ladestöcke denken?

Grumbkow
(aufstehend).

Auf die glückliche Reise Sr. Hoheit des Erbprinzen von Baireuth!

Alle
(außer dem König stehen auf).

Glückliche Reise!

Hotham
(bei Seite).

Sie erliegen, Sie verlieren Alles!

Erbprinz
(bei Seite).

Schändliche Perfidie!

Hotham
(bei Seite).

Jetzt oder nie. Stellen Sie sich berauscht.
(Alle setzen sich wieder, nachdem sie lachend angestoßen haben.)

Erbprinz
(steht auf mit dem Krug in der Hand und spricht mit sehr zarter, vorsichtiger Andeutung von Trunkenheit).

Meine Herrschaften —

König
(bei Seite).

Ich glaube, er hat einen Spitz!

Erbprinz.

Und — und — und — ich danke Ihnen.
(Setzt sich. Alle lachen.)

König.

Bravo, Erbprinz! Vortrefflicher Redner sind Sie!

Grumbkow.

Majestät, er ist fertig. Er soll eine Rede halten —

König.

Ja, Erbprinz, halten Sie uns eine Rede!

Alle.

Eine Rede! eine Rede!

Erbprinz

(stützt den Kopf in die Hände und sieht nicht auf).

Hotham.

Es früge sich nur über was?

König.

Ueber alles, was er will!

Hotham.

Ich wüßte wohl einen sehr interessanten Gegenstand.

König.

Heraus damit!

Hotham.

Ueber irgend ein Mitglied dieser lustigen Gesellschaft.

König.

Topp! Und das wir nicht lange zu wählen brauchen — über mich!

Alle
(betroffen).

Ueber Ew. Majestät?

König.

Es ist schrecklich heiß hier! (Knöpft sich den Rock auf.) Machen wir's uns bequem, Eversmann! — Erbprinz! Munter! jetzt 'mal los. Halten Sie über mich eine Rede!

Hotham.

Bitte —

König.

Nicht gezögert, grade als wenn ich gestorben wäre.

Hotham.

Majestät —

König.

Ruhig, Alles still! Der Erbprinz hält eine Rede über mich. (Bei Seite) In vino Veritas! Ich will doch hören, ob in seinem Innern Alles Lüge ist.

Hotham
(bei Seite).

Das wird ein entscheidender Moment.

Erbprinz
(tritt vor. Er schwankt etwas, sammelt sich aber wieder und tritt ganz vorn hin).

Fröhliche Versammlung!

König.

Fröhliche? Ich bin ja gestorben.

Erbprinz.

Thut nichts; sind doch fröhlich.

König.

Sapperment, ist das wahr?

Erbprinz.

Fröhliche Versammlung, vergnügte Leidtragende! Erlauben Sie, daß ich die heutige Festfreude durch einige schmerzliche Betrachtungen über die Eigenschaften des Dahingeschiedenen unterbreche.

König.

Schmerzliche Betrachtungen? Das ist ein schöner Anfang?

Erbprinz.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, war — ein großer Charakter, in dem sich aber — die sonderbarsten Widersprüche vereinigten.

König.

Widersprüche?

Erbprinz.

Wie bei allen Menschen, die ihre Erziehung sich selbst verdanken, stand sein an sich edles Gemüth unter dem Einfluß trüber Regungen, von denen die trübste das Mißtrauen war.

König.

Mißtrauen! Das sind ja schöne Sachen!

Erbprinz.

Seine Staaten hat er zu einem glänzenden Aufschwunge gebracht. Er hat die Regierung vereinfacht und die Gerechtigkeitspflege verbessert. Den ruhigen Genuß aller dieser Segnungen verdarb er sich aber durch eigne Schuld.

König.

Sieh, sieh, durch eigne Schuld?

Seckendorf
(bei Seite).

Der junge Mensch muß schrecklich viel getrunken haben.

Erbprinz.

Sein lebhafter Geist versetzte den Unvergeßlichen in eine fortwährende Unruhe, die eben so für Andre, als für ihn selber peinlich war. Ermüdet konnte er das Bedürfniß gemüthlicher Erholung nicht unterdrücken und seine Sitten waren einfach genug, dies Bedürfniß nirgends anders befriedigen zu wollen, als im Schooß seiner Familie.

Eversmann
(bei Seite).

Wenn das nicht ein Unglück giebt!

Erbprinz.

Aber auch hier, statt sich auf Rosen zu legen, bettete sich der arme Fürst auf Dornen. Die Geschichte seines Sohnes ist so bekannt, daß ich sie mit Stillschweigen übergehen kann!

König.

Mit Stillschweigen?

Erbprinz.

Die Freiheit des menschlichen Willens hat Friedrich Wilhelm nicht verstanden. Impfen wollt' er Stamm auf Stamm, Vater auf Sohn, Alter auf Jugend. Die Hand einer liebenswürdigen Tochter bald hier-, bald dorthin verschenkend, fiel ihm niemals ein, auch der Wahl des Herzens Rechte einzuräumen, auch einmal zu fragen: Macht meine Wahl dich glücklich, Kind?

König.

Eversmann, nehm Er 'mal die Pfeife!

Erbprinz.

Nun ist er geschieden. Jene Creaturen, die während seines Lebens das Herz der Mutter von dem Herzen des Vaters und Gatten entfernt gehalten hatten, zittern. Was der verkannte Sohn mit diesen Creaturen beginnen wird, steht dahin. Des Vaters Schöpfungen werden die Grundlage dieses Staates bleiben. Ueber sie her aber wird ein milderer Geist wehen,

Künste und Wissenschaften werden den Ruhm der Kugeln und Kanonen überflügeln, und der himmelanstrebende Adler Preußens wird seine Devise jetzt wahrhaft erfüllen: Nec soli cedis! Zu deutsch: Selbst der Sonne Blick darf Dich nicht blenden! Selbst die Sonne muß Dir aus dem Wege gehen! (Besinnt sich und geht, sich wieder trunken stellend, nach einer Pause, an den Tisch.) Hotham, geben Sie mir zu trinken!

König
(nach einer Pause).

Was ist die Uhr?

Eversmann.

Eilfe durch, Majestät.

König
(geht an den Tisch und nimmt einen Krug. Lange Pause).

Erbprinz, wenn Sie morgen nüchtern sind, dann lassen Sie sich erzählen, daß ich mit Ihnen angestoßen hätte.

Erbprinz
(stößt an).

Zu Befehl, Majestät —

König.

Er versteht es nicht, Hotham! Uebersetzen Sie's ihm in's Nüchterne! Gute Nacht, meine Herren! (Wendet sich noch einmal um und betrachtet den Erbprinzen nachdenklich, indem er dessen Worte wiederholt) „Macht deine Wahl mich auch glücklich?" (Fixirt den Erbprinzen) Schad' um ihn. Es ist ein Büchermensch.

Eversmann
(ergreift geschäftig einen Leuchter, streift im Zorn an dem triumphirenden Hotham vorbei, und spricht mit einem verbissen ingrimmigen Blick auf den Erbprinzen).

Darf ich Ew. Majestät vorleuchten?

König
(fixirt Eversmann. Wiederholt des Erbprinzen Worte).

„Die Creaturen zittern?" (Nach einer Pause, während deren er Alle übersieht) Ich will allein sein.

(Geht ab.)

(Vorhang fällt.)

— — — — — —

Hoffentlich wird der Dichter noch viele so vortreffliche Früchte auf dem Felde der dramatischen Dichtkunst pflücken, wie er sie schon so zahlreich uns geboten hat. Wir wünschen ihm wie überall, so besonders hier, die beste Lust, die besten Erfolge. —

Im Jahr 1842 gab er die Redaction des „Telegraphen“ auf; in demselben Jahre machte er eine Reise nach Paris, deren literarisches Ergebniß die 1842 bei F. A. Brockhaus erschienenen „Briefe aus Paris“ in zwei Bänden waren. Hier schildert der Verfasser mit großem Geschick und viel Scharfsinn die politischen, literarischen, gesellschaftlichen Zustände von Paris, oder auch von Frankreich, denn das ist hier im Grunde einerlei. Das Buch ist jetzt nicht mehr von Bedeutung, die Verhältnisse haben sich seitdem zu oft, zu gewaltsam geändert, indeß in den Jahren seines Erscheinens durfte man es gewiß zu den besten rechnen, die uns über Paris, diese Königin der Städte, und eigentlich auch Königin der Welt, wenn auch nur durch die Mode, etwas erzählten. Wir geben hier ein Paar Worte nur aus dem ganzen Buche, den Abschied von Paris.

Endlich! Ich verlasse Paris.

Waren Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden? fragen mich die Abschied Nehmenden. Hat es Ihnen in Paris gefallen? werden mich Die fragen, die mich in der Heimath begrüßen.

Lieben und schwärmen in Paris, leben aber und sterben in der Heimath.

Die Liebe sucht die Einsamkeit und doch gleicht sie der Mauerschwalbe, die nur an bewohnten Häusern nistet. Einsamkeit im Gewühle der Welt, das ist das höchste Glück. Die rauschende Woge des Weltmeeres sich brechend an der Schwelle einer einsamen Strandhütte. Die wahre Liebe verschwiegen und doch sich gerne zeigend. Ein Brief, ausgestellt am offnen Gitter der Post. Wer kennt den Inhalt? Es wimmelt in Paris von falscher Liebe, aber die wahre kann nirgends verborgener, nirgends glücklicher sein. Sie duftet und man sieht sie nicht. Sie entbehrt nichts, da Paris Alles bietet. Die Schönheit wird beneidet, aber nicht bestürmt. Paris so weit und erschöpfend, so anstrengend und beschäftigend. Paris, ein Ort

des Ruhms, der Täuschungen, der Gefahren. Paris die bitterste Illusion oft für den edelsten Willen, für die kühnsten Thaten. Was bleibt dem Manne darin übrig? Die unsichtbare, stille Trösterin der Liebe.

Auch schwärmen in Paris. Schwärmen für Alles; denn Alles ist möglich in Paris. Schwärmen für den Glauben: dort sind die Kirchen! Schwärmen für die Wissenschaft, die Kunst: dort sind die Hörsäle, die Tempel der Musen! Schwärmen für die Menschheit: dort sind hundert Secten, die schon bestehen, tausend, die mit dem Tage entstehen können. Nicht Alles geschieht, aber Alles kann man hoffen. Man sucht und man findet. Man findet vielleicht nicht, was man suchte, aber was man findet, ist überraschender noch, als was man suchte. Keine Leidenschaft braucht in sich zu ersticken; sie kann sich veredeln, indem sie sich austobt. Man hat es frei, gut oder böse zu sein. Man schreibt sich seine eignen Gesetze vor. In der Heimath, wie ist dort Alles so klein! In der Heimath Alles verboten und nur Einiges erlaubt! In Paris ist Alles erlaubt und nur Einiges verboten. Paris ist ein Ort zum Schwärmen.

Leben aber, wahrhaft leben in der Heimath! Wirken in einem bestimmten Kreise und den Lohn seiner Mühen sehen, es ist selbst dem Franzosen nicht möglich in Paris. Das rauscht! Das fluthet! Das

spendet Ungeheures, das verbraucht Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn sie ihn sanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felsen nicht zerschellen! Man kann hier in seiner Lebensbahn steigen, fliegen, aber nicht Schritt vor Schritt mit männlichem Ernst ein würdiges Ziel verfolgen. Man lebt, wenn man von dem Riesen der Oeffentlichkeit verbraucht werden, leben nennen kann. Man wird verdaut, zermalmt, man hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine lebendige That, für den Genuß seines Rechtes, für die Erfüllung seiner Pflicht. Leben heißt, in die Pariser Sprache übersetzt, Geld verdienen! Es ist bekannt, wie leicht es in Paris ist, Geld auszugeben; aber ich glaube, daß es sehr schwer ist, welches zu verdienen.

Sterben in Paris muß schrecklich sein. Da wird um uns herum nichts grau, da senkt kein Baum seine Zweige, da fällt kein Laub; wir sterben, nichts stirbt mit uns. Schon krank zu sein, ist in Paris kränkend für das Allgemeine, eine Unpäßlichkeit ist unpassend. Nun gar der Tod! Draußen bei uns altert mit dem Alter eine ganze Generation. Die Alten bilden bei uns einen Bund gegen die Jungen. Die Alten rühmen bei uns ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Zeit und ihre entschwundene Herrlichkeit. Sie prei-

sen sogar ihre alten Irrthümer, behängen nur sich mit Würden und Ehrenzeichen; bei uns gehört die Welt mit allen ihren Freuden und Auszeichnungen dem Alter. Mit ihnen stirbt, was die Greise liebten: drücken sie die Augen zu, so wird es Winter, weiß auf den Fluren, weiß in den Herzen. Sie lassen nichts zurück, was nach ihnen von Werth wäre: die neue Politik, der neue Glaube, die neue Dichtung, alles Das haben sie ja längst als verwerflich geschildert: so gehen sie zu ihren Vätern und sterben würdevoller, als man in Frankreich stirbt.

Also — lieben und schwärmen in Paris. Leben und sterben in der Heimath!

Lebe wohl, Paris! Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geschwärmt, ich habe in dir mich selber wiedergefunden. Mit zweifelnder Kälte kam ich, mit Wehmuth scheide ich. Es war mir früher oft komisch, dich weinen, jetzt ist es mir rührend, dich lachen zu sehen! Welche Schwüle am Himmel, ein Gewitter zieht heut' herauf. Noch fühle ich in der Hand den warmen Abschiedsdruck der Freunde. Der Postwagen sprengt am Seinequai hinauf. Ein Blitzstrahl zuckt über den Pont d'Austerlitz. Der Bleistift ruhe! Ich steck' ihn in das überfüllte, treue, erinnerungsreiche Portefeuille und drücke mich, erschöpft vom Sehen, ermüdet vom Hören, unbekümmert um Blitz und Don-

ner, in die Ecke des Wagens. Im strömenden Mairegen erleichtre sich das übervolle Herz!

— — — — — —

Nach seiner Rückkehr sammelte Gutzkow, was er an größeren Artikeln in den „Telegraphen" geschrieben hatte; diese gesammelten Artikel erschienen in vier Bänden als „Vermischte Schriften" 1842—1852, und insbesondere in einem Bande als „Aus der Zeit und dem Leben". Dies letztere Buch, im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen, zeichnet sich besonders durch einen werthvollen Inhalt aus. Wir finden da eine vortreffliche Novelle, „Die Königin der Nacht", eine Vermischung politischen und nichtpolitischen Stoffs unter dem Titel „Winterphantasieen", Erinnerungen von der italienischen Reise und Anderes mehr. Das Buch ist auch jetzt noch in ziemlichem Grade interessant.

Wir theilen hier die „Winterphantasieen" mit, die Gutzkow in seiner Thätigkeit auf dem Gebiet der politischen Literatur wenigstens in Umrissen zeichnen.

Winterphantasieen.

1.

Nimm diese Denkblätter hin, wie sie geboten worden! Laß sie wie Athemzüge deine gedankenernste Stirne umfächeln; laß sie knistern, wie kleine blaue Flämmchen, die aus den elektrischen Begegnungen unserer Geister zucken! Wenn ich dir nahe, fühl' ich's mich anwehen. Ich höre deinen Fußtritt leise über die Teppiche rauschen, ich höre den sanften Gruß deines süßen Mundes und im Augenblick steh' ich umgewandelt vor deinem holden Blicke, neugeboren vor deinem holden Lächeln. Alle Last und Mühe des Tages fällt wie ein irdisch Gewand von meiner Seele. Ich fühle mich jung, wie einst; gut, wie einst; unsterblich, wie einst!

Laß sie rauschen und wogen, die Wellen der Zeit, können sie uns erschüttern? Laß sie toben und rasen, die Stürme des Lebens, können sie uns beugen? Am dunkeln Meere weht der Orkan die Riesenflamme aus, die den verirrten Schiffern die Nähe der freundlichen Mutter Erde kündet: die kleine Leuchte, die in tiefster Nacht uns ewig schimmern wird, kann nicht erlöschen.

2.

Tritt hinaus mit mir auf den schneebedeckten Altan in die heilige Winternacht! Hülle dich in meinen Mantel, schmieg dich an die klopfende Brust des Freundes mit dem Klopfen der deinen.

Sieh, wie die Sterne dort oben im dunkelblauen Meere schwimmen. Sie zittern, sie winken, sie fliehen, sie ruhen — wer diese Ruhe fände der ewigen Gestirne! Wer so durch die Bahnen der Welt in schönem Gesetze rauschte, so majestätisch schreitend, so unbeweglich bewegt, so groß in der Freiheit, so erhaben im Gesetz!

Schmiege dich fester an mich! Was uns frösteln macht, ist nicht der schneidende Zug des Ostwindes. Was uns so kalt überläuft, ist die Ferne, dort droben die Ferne — die Ferne!

3.

Der Schnee seufzt unter den eisernen Radrändern der Wagen. Knirschend schallt der Frost zu uns herüber. Dunkle Gestalten huschen über die öden Plätze. Die Lichter flackern, wie beengt in ihrem glühenden Athmen vom Druck der zusammengeschnürten Atmosphäre. Eine ungeheure Nebelwolke liegt wie eine Decke von weißem Flor über der Stadt.

Noch sind die Sterne fern und wir müssen athmen mit den Menschen. Noch müssen wir Liebe in den Schleier des Geheimnisses hüllen. Noch unser Unglück bergen vor Spott, unser Glück vor Neid, unsere Wohlthaten vor dem Undank. Noch müssen wir athmen, wie das geängstigte Insekt unter den grausamen Versuchen des gelehrten Forschers. Dank dir Welt für

deine Freude, Dank euch Menschen für eure Liebe! Hier, an meinem Herzen, hier sind noch Stellen für eure Wunden, hier sind noch Narben, die ihr aufritzen, in diesem Busen noch Hoffnungsschimmer, die ihr ganz erlöschen könnt! Füllet noch voller den Becher des Lebens mit dem Schierlingstranke eures Urtheils, voller bis an den Rand, daß er überschäumt und selbst die Klage in die Wirbel der Verzweiflung hinunterspült. Gieb, was du besitzest, lieber selbst, daß sie dir's nicht rauben können! Gieb deinen Stolz hin, ehe sie ihn zermalmen, deinen Namen, ehe sie ihn schänden, deine Thränen, ehe sie ihrer spotten! Hoffe nichts und vielleicht überrascht dich noch etwas! Zertrümmere deine Werke; vielleicht rührt dich ein Steinchen, das dir der Zufall von ihnen wiederbringt. Sei todt, damit du die polternden Erdschollen nicht hörst, die sie schon auf den Sarg deines Lebens werfen!

Der Mantel reicht nicht aus für zwei. Und nicht wahr, es wird kalt an meinem Herzen?

Laß uns hineintreten!

4.

Knisternd leuchtet es im Kamin, behagliche Wärme strömt aus der zierlich gebauten Flammengrotte. Rothe Lichter hüpfen über die Ecken des dunklen Zimmers, dort und da hinspringend, je nach dem Züngeln der Flamme. Da erleuchten sie ein Bild, dort eine kleine weiße Statue, hier den Spiegel, dort die leere Wand. Nur deine Auge bestreifen sie nicht. Es ist blitzender, als die Flamme.

So laß uns schweigen. Denn Worte sagen nicht, was ich fühle.

Wird Schweigen einst die Sprache der Engel sein? Wenn die, die es einst werden wollen, hienieden beisammen sitzen, unter dem Glanz von Kerzen, der auf festliche Kleider fällt, wenn sie von den eignen Tugenden und den fremden Lastern reden, wenn sie die Zeitung des Tages wiederkäuen und geistreiche Gespräche zupfen in Gesellschaften, die sie Salons, Cirkel, Soiréen nennen, wenn sie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affectation losgelassen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erschöpfung, eine Pause eintritt, wo man nichts, als einen klappernden Theelöffel hört, dann

sagen sie: Ein Engel geht durch's Zimmer! Also werden wohl die Engel schweigen.

Oder wenn sie reden, so werden sie eine Sprache haben für das, was wir nur in der Nähe der Liebe fühlen können. Sie werden mit einem einzigen Worte alles zusammenfassen, was wir nur in schwerfälliger Aufeinanderfolge auszudrücken wissen. Sie werden das Wort zur Klangfigur nicht wie wir Menschen von Tönen, sondern von Accorden machen. Wie kann ich sagen, was ich alles nicht vereinzelt, sondern verschlungen, in süßer Umarmung, in seliger Umrankung der Ideen fühle? Es ist Zagen, was mich, der Liebe gegenüber, bewegt, und im Zagen doch die seligste Hoffnung, Freude und Schmerz, Zerstören und Schaffen, Muth und Reue, Freude am Tod und höchste, gipfelnde Erregung zum gesundesten Leben. Die Sterne ziehen mich und lassen mich. Schwebend zwischen Himmel und Erde, wo fühl' ich sichern Stand?

5.

So laß uns denn reden! Reden von Thaten, reden von Irrthümern, reden von der Welt. Rolle auf, Vorhang, der die Bühne der Zeit verbirgt!

Betracht' ihn erst noch eine Weile, diesen Vorhang. Viele nehmen ihn für die Bühne selbst. Als ich Kind war und zum ersten Male die geharnischte Jungfrau im Opernhause zu Berlin fechten und sterben sah, ging ich früh in den mir neuen, ungewohnten Tempel der Musen. Den Vorhang hielt ich armer Junge beim Eintritt schon für das aufgeführte Stück. Ich sah einen Rundbau von Säulen, in der Mitte einen Altar, auf dem die Priester einen langgeschenkelten, schlanken Apollo opferten. Die aufsteigende Rauchwolke beschäftigte meine Phantasie. Sie schien mir eine wirkliche zu sein, so hoch verlor sie sich bis an den Kronleuchter. Wie erstaunt' ich, als die Musik begann, diese Säulen, diese Priester, dieser Apollo sich um sich selber wickelten und hinten eine ganz neue Welt aufging! Der Vorhang, der unsere Zeit verbirgt, ist die Oeffentlichkeit des Tages, die Presse, die Lüge, — wie viele nehmen sie für die Wahrheit!

Sieh ihn dir an, diesen Vorhang mit seinen gleißenden Farben, seinen verzerrten Arabesken, seinen bunten Fratzen, mit seinen geschwänzten Menschenleibern, menschenähnlichen Affengesichtern, seinen Sonnen von Goldschaumpapier, seinen Sternen von Blech, diesen Vorhang, bedeckt mit Kobolden und Meerkatzen! In der Mitte schwebt über die Fläche hin ein langbeiniges, ausgemagertes Weib, das eine lange hölzerne Posaune

zum Munde führt, die Fama des neunzehnten Jahrhunderts, eine Hekate, die abgefeimte Metze der Oeffentlichkeit. Ihr Gewand sind die Tagesblätter, zusammengeklebt mit dem Kleister einer neuerfundenen Zeitungssprache, für die man bald eigene Idiotica wird herausgeben müssen, so wie man Wörterbücher der Zigeuner- und Gaunersprache hat. Mit ihrem Haupte will die lange Gestalt zu den Sternen an und mit den Fersen schleift sie im Schmutz der Gassen. Was hinter diesem Vorhang rein und fleckenlos dasteht, hier vorne auf der großen Schandtafel „Oeffentlichkeit" weiß man von ihm nur Unreines. Was hinten für sich selber spricht, muß hier vorn sich erst durch Andere vertreten lassen. Was dort Tugend ist, ist hier Eitelkeit; was dort Genie, hier Anmaßung; was dort schon ewig lebt, wird hier bereits der Vergessenheit übergeben. Und doch, welche gleißende Außenseite! Wie viel Wahrheitsliebe, wie viel Unparteilichkeit wird hier verbraucht: wie groß weiß man sich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängeschilder des Charlatanismus zu schreiben! Alle sind sie gerecht, alle duldsam; entrüstet nur gegen das, was Entrüstung verdiene! Es ist ein Chaos, das viele verwirrt, manche überzeugt, alle betäubt.

Rolle auf, du lügnerischer Vorhang, daß wir die Wahrheit sehen!

6.

Wer in Neapel war, weiß, daß man aus dem Zorne des Vesuvs seine Suppe essen kann. Die geronnene und verhärtete Lava fügt sich der bildenden Hand des Künstlers zu Bechern und Tellern. So hängen wir die Erinnerungen an die Revolution an den Wänden unserer Zimmer auf. Das achzehnte Jahrhundert mit seinem blutigen Rechnungsabschluß ist zur Kinderklapper geworden. Wenn man Europa wie einen Topf am Küchenfeuer sieden und wallen sieht, wer möchte glauben, daß diesem Welttheil einst Vulkane heiß gemacht haben!

Seit zehn Jahren haben wir unsägliche Angst ausgestanden. Wir fürchteten uns vor der Guillotine von rechts, vor der Knute von links. Die Gefahr ist vorüber. Die Klingen sind nicht gezogen, nur die Federmesserklingen der Diplomatie. Die Diplomatie ist eine heilige Kunst. Talleyrand ist unter den Segnungen eines Priesters gestorben!

O wie gönn' ich dir diesen Frieden, Europa! Wie gönn' ich deinen Fluren grüne Saaten, deinen Bergen schwere Trauben, deinen Strömen bewimpelte Nachen!

Wie gönn' ich dir Segen, Glück und Ruhe! Die Erschütterungen des europäischen Staatenkörpers seit dreihundert Jahren sind noch nicht verwunden, diese blutigen Aderlässe noch nicht ersetzt, diese Wunden noch nicht vernarbt. Die Nacht des Mittelalters barg eine friedlichere Ruhe. Die Grausamkeiten waren roher, aber gegen Einzelne gerichtet. Man kannte noch nicht diese Umwälzungen der Masse, diese Federstriche, die mit einem einzigen Zuge die Willensfäden von Tausenden durchschneiden; man kannte diese verheerenden Mordinstrumente aus feigem Hinterhalt, die Kraft des Pulvers, noch nicht, man kannte noch nicht die fremden Welttheile, deren Bewohner wir in die Reihe der Thiere stellten und einen Begriff der Sklaverei erfanden, den nicht das Alterthum, nicht einmal der Orient kannte.

Je mehr Licht in die Nacht des Mittelalters fiel, desto ungeschlachter die Bewegungen des aus seinem Schlaf gerüttelten Riesen. Wie wälzte sich die Menschheit auf dem Boden der Erde, als zum ersten Male die Spitzen der Berge sich vergoldeten und der Hahn zu krähen anfing! Alle Nebel, die vor dreihundert Jahren von der Pforte zum Himmel wichen, schienen sich herabzusenken auf die Erde. Verdüstert wurden die Pfade, blutig wurden die Spuren der aufgeklärten neuen Lehre, unversöhnlicher die Leidenschaften, erschö-

pfender die Niederlagen, unsicherer die Triumphe. So hat das Streben nach Licht und Recht das Band der Völker und Staaten Europa's seit den Scheiterhaufen der Huß und Servet nur immer mehr versengt, der ungeheuerste Egoismus, in einer Gestalt, wie ihn selbst die Römerwelt nicht kannte, ist das Princip der Geschichte und der Politik geworden. Alle Striche Europa's, alle Völker von Ehrgefühl und Namen sind von den Anstrengungen dieser Vergangenheit erschöpft. Die Ideen sind geboren; wer möchte der gemarterten Mutter nicht den Frieden gönnen, der das Bedürfniß der Welt geworden ist?

Friede, kühle lind die erhitzte Stirn der Kämpfenden! Friede, lächle sonnenhell in die trüben Fluren! Friede, streue das Füllhorn deiner goldenen Segnungen über die Menschen nieder! Nah' uns mit Sonntagsglockengeläut, nah' uns mit Alpenreigen und füll' lind die Brust mit unaussprechlichem Heimweh nach besseren Landen! Friede, ziehe durch die Auen, wie ein Spielmann, am Hute die Feder, in der Laute frohe Lieder, erquickend die Müden, ermunternd die Schlummernden, singend von Gottes Herrlichkeit und von Lust und Liebe!

7.

Europa bedarf des Friedens, aber es versteht ihn nicht. Europa hat den Frieden, aber als ein Organ, nicht als einen Zweck. Weltweise träumten einst von der Ewigkeit des Friedens, Dichter sangen von der Ewigkeit des Streites. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten sie; aber was der Vater erzeugt hat, hat die Mutter geboren. Die Mutter ist der Friede, der dem Kinde die Milch der Liebe reicht und es wandeln lehrt am Lenkseil guter Lehre.

Europa bedarf des Friedens, hat ihn und wird ihn haben. Wer einen Baumstamm findet und hat den Mund zum Reden, der besteige ihn und predige: Halte fest deine Krone, daß niemand dir sie raube! Aber laß den Frieden deine Krone, nicht die Mütze sein, die dir im Schlaf die Schläfe wärmt! Deine Krone, deine Herrlichkeit, deinen Tag, der dich zu Thaten weckt, nicht die Nacht, die deine Unthaten birgt! Denn besser wäre der Krieg, der uns zum Guten führt, als der Friede, der zum Bösen.

Warum liest du, König, wenn du vom Frieden hörst, nur in dem Schuldbuch deiner Ahnen; warum

lächelst du, Staatsmann, wenn im fernsten Winkel Mexico's, in Syrien, in China das kleinste Fort der Erde die Waffen streckt und der Zündstoff des Universums kaum noch länger leuchtet, als man bedarf, um ihn ohnmächtig im Winkel einer Zeitung verprasseln zu sehen? Warum hüllst du, Priester, bei dem Sonnenschein des Zauberwortes: Friede, dich nur tiefer in die Kapuze und murmelst dunkle Sprüche, als wenn du böse Geister sähest? Warum trotzest du, Soldat? Warum wucherst du, Kaufmann? Warum errichtet ihr euch alle im Uebermuth des Friedens güldene Kälber und betet an im Staube vor dem widerlichsten aller Götzen, vor dem Moloch des Eigennutzes?

Der Friede soll euch heiligen und er entweiht euch: er soll euch zähmen und er bewaffnet euch! Ihr schlafet, aber die Hand am Schwert: ihr bietet euch die Rechte, aber bewehrt mit eisernem Handschuh! Ist der Krieg nicht besser als ein solcher Friede?

Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des seit drei Jahrhunderten freigewordenen Geistes unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erst geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte sind in die An-

nalen der Geschichte mit Blut geschrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner werde: jetzt ist es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein ist.

8.

Drei Parzen spinnen den Lebensfaden Europa's.

Die erste, ein schwärmerisches Weib mit dunkelglühenden Augen, umflossen von katholischem Heiligenschein. Die zweite, majestätisch, lichtblond, blauen Auges, ernstsinnender Stirn. Die dritte, eine Reiterin, in enganschließender Amazonentracht, wild und sinnlich.

Europa trennt sich in das lateinische, germanische und slavische. Helden — Staatsmänner — Regenten. Republik — Constitutionalismus — Monarchie. Katholicismus — Protestantismus — griechische Kirche. Glaube und Indifferentismus — Zweifel und Intoleranz — Theokratie und Formeldienst.

Katholicismus und Slavismus — die beiden äußersten Pole, die die entferntesten scheinen und sich wieder am nächsten berühren. Hier wie dort eine päpstliche

Suprematie, hier wie dort das Extrem des Unglaubens und der abstractesten Weltbildung. Beide Pole gleich kirchlich und gleich außerhalb der Religion. Das höchste Priesterthum mit der ungebundensten Laienschaft.

Katholicismus und Slavismus — im politischen Extrem Republik und Despotismus. Espartero und Paskewitsch — Arguelles und Herr von Cancrin — Barcelona und Archangel. Bei den Russen wird das Weltliche zum Göttlichen erhoben, der Tschako des Czaren zur Tiara des Hohenpriesters, ein Gebet des Kaisers zum Opfer für ganz Rußland, — in Spanien lösen sie das Göttliche in das Weltliche auf, schmelzen die Kirchenglocken zu Kanonen, die Becken des Weihwassers zu Piastern für die Rothschilde und die Aguados. Das Griechische scheint römisch, das Römische ist griechisch geworden.

Das germanische Europa liegt mitten inne. Es will nicht die Republik, nicht die Monarchie; nicht den Zweifel, nicht den Glauben; nicht das Gemüth allein, nicht den Verstand allein. Heut' ist es poetisch, morgen philosophisch. Es ergründet alles und begründet nichts. Es borgt mehr von der Geschichte, als es der Geschichte wiedergiebt. Viel Vergangenheit, wenig Zukunft. Der Kampf der Ideen, wie er in England und Deutschland durchgekämpft wird, ist interessant im Einzelnen, ermüdend im Ganzen. Ewige Debatten,

keine Resultate. Groß in Schulstuben, klein auf dem Markt des Lebens. Hätte das germanische Europa nicht das Genie der Erfindung, die Ausdauer im Gewerbe, den Fleiß im Ackerbau, die Emsigkeit im Handel, die Tugenden der Familie und die mittlere Temperatur des Klimas, die alle seine geistigen Thätigkeiten schärfer stachelt, als die Extreme südlicher Glut und nordischer Kälte, — wir würden nicht die große Rolle verdienen, die wir wenigstens auf dem Papiere spielen.

Sollen wir lernen von den beiden Principien, zwischen die wir eingekeilt sind?

Den Gedanken haben wir. Lernen wir vom Norden den Willen und vom Süden die That.

9.

Der Geist des Tages! Wer kann ihn haschen, den entschlüpfenden Proteus? Wer kann sagen: Hier ist er! Und wiederum: Hier ist er nicht! Wie dem „Zergliederer der Freuden" würd' er erscheinen

„bald grau, bald grün,"

der Geist des Tages ist ein Chamäleon.

Was ist jetzt der Mensch? Im vorigen Jahrhundert brach er die Fesseln der Erde und bezog sich nur

auf Gott. Ueber dem „Dunstkreis" war seine Heimat. Jenseitig war sein Leben. Jetzt? Wir haben den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Gott in den Blütenkelch des Menschen als den Duft, als die Seele unseres edelsten Sinnens und Denkens, gebannt: Gott ist kleiner geworden, aber der Mensch darum größer? Wo schlägt das Menschliche in üppiger Pracht hervor? Wo sind begeisterte Seher, die uns mit ihren segnenden Armen hinaufziehen zu erhabeneren Welten? Wo wachsen Cedern auf unsern Sandbergen? Wo wallt es, glüht es; wo ist der Jordan einer neuen Taufe?

Eine neue Philosophie ist gefunden, aber keine neue Religion. Denken lehrt man neu, wer lehrt uns fühlen? Oder fühlen wir richtig mit unsern alten Gemeinplätzen? Reichen die alten Hausregeln, reichen die hundertjährigen Kalenderwahrheiten des Herzens aus? Ach, daß da ein Kopernikus käme! Ein Weiser, ein Dichter, ein Genie, zu dem wir hundert Ansätze haben, hundert flackernde Sternschnuppen, ohne einen einzigen urgeistig und urweltlich festen Strahlenkern. Ein Messias für die Herzen fehlt, ein Gemüths-Luther, — für hundert Professoren der Philosophie nur einen einzigen Prediger der Philosophie!

Wer es verstünde, in die Seelen den Grundstein einer unsichtbaren Kirche zu legen! Wer so Priester

sein könnte, ohne Talar, Vertrauter aller Menschen ohne Beichtstuhl, Redner ohne Kanzel! Wer nur so umwälzen, so ohne Blut, so mit dem Weihwasser der Thräne umwälzen könnte, wie Rousseau! Hunderte meinen es so gut, wie Jean Jácques, vielleicht besser, als der nur durch ein Paradoxon (die umgekehrte Preisfrage einer Akademie) zum Reformator gewordene philanthropische Misanthrop. Aber die Offenbarung schweigt, der Weltgeist giebt das Zeichen nicht: im Buche der Geschicke steht davon nichts auf dem Blatte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens auf dem seiner ersten Hälfte nichts.

Wem rollt denn die Erdkugel zu? Dem Glück. O behagliches Jahrhundert, verjage dir die Mücken, die dir deinen kühlen Sommerabend stören! Diese Unbequemlichkeit, nur ein Kissen am ruhenden Haupt entbehren zu müssen! Sieh den lächelnden Fabrikgeist, wie er dich durch seine Besitzungen führt! Hier die Oefen, die Kohlengruben, die Maschinen! Dort meine Meierei, mein grüner Grund, mein Park, mein Häuschen, meine Familie, meine reichen Schwiegersöhne, meine reichen Schwiegertöchter! Behaglichkeit im Drei-Achtel-Takt — ist Genußsucht. Noch von der französischen Revolution ist unser Blut in einer hüpfenden Bewegung. Unser Jahrhundert hat einen schnellen Pulsschlag und so ergiebt sich: zum phlegmatischen

Ziel sanguinische Schritte! Man nennt diesen Widerspruch Materialismus.

Die Staatsweisen? Machtbegierig und doch das après nous le déluge fürchtend. Unklar über Zweck, Ziel und Wesen aller Dinge. Nichts zerstörend mehr, aber auch nichts schaffend. Beauftragt vom Augenblick. Temporisirend. Aerzten gleich, die sich nur auf die Diagnose verstehen.

Die Volksredner? Schmeichler nach unten. Gemeinplätzler. Ohne Muth, von der Meinung derer abzuweichen, die die Toaste und Ständchen bringen. Sklaven einer seinsollenden Consequenz. Auch die Zeitungen sind Volksredner. Windfahnen.

Die Gebildeten? Ironiker, die alles von zwei Seiten betrachten und auch für beide gleich triftige Gründe haben. Sittlich aus diätetischen Rücksichten. Erzogen durch die Literatur und doch die größten Feinde derselben. Eitel. „Ein Lessing thut uns noth,“ hört' ich einen Gebildeten ausrufen. Nach einer kleinen Weile fügte er murmelnd hinzu: „Wenn ich nur Zeit hätte!“

Die Masse? Strebend, lernbegierig, aber nicht aus Wahrheitsdrang, sondern aus Eifersucht. Der Communismus ist nicht aus der Armuth entstanden, sondern aus dem Ehrgeiz. Die mangelnde Idealität unsers Jahrhunderts wird sich an dem sittlichen Zu-

stand der Masse rächen. Die Armen leben auch geistig von der Luft. Sie horchen den geheimnißvollen Klängen. Es ist das Zubrot ihrer Armuth und ihre Religion. Aber diese Luft ist leer. Staatsmänner und Philosophen, hängt Aeolsharfen aus!

10.

Woher und wohin?

Woher?

Aus der ewigen Nacht. Aus der Unterwelt, wo die Todtenkönige sitzen mit goldenen Kronen und glühenden Sceptern. Aus den Schrecken der elementarischen Welt über die geängstigte, geistige Kreatur. Aus dem Chaos von Recht und Unrecht, von Gewalt und Furcht, von Thier und Mensch. Aus einer Geschichte, wo die Menschen zitterten vor den Würgengeln, die mit Skorpionen über die Länder fuhren und nach Laune, Willkür und Frevelmuth die Brüder peitschten, bis auch über sie wieder von Ost oder West, von Nord oder Süd ein mächtigerer Dämon kam und mit seinen Greifenflügeln sie zerschmetterte. Von dorther, wo in stiller Kammer der Verfolgte seufzt,

der Gerechte sein Haupt auf die müde Hand stützt und zweifelnd in die graue Zukunft blickt; von dort, wo der Denker verzagt sein Buch zusammenschlägt, daß die eisernen Klammern dröhnen und ausruft: Bis hierher und nicht weiter! — Von den Schädelstätten herab, wo die Gekreuzigten das Haupt auf die durchstochenen Arme neigten, wo die Scheiterhaufen loderten, in denen die Märtyrer, Psalmen singend, zu Asche zerstoben. Von den Katakomben her, wo die Tausende modern, die ohne Urtheil, ohne Verhör geendet. Von den Richtstätten, wo Themis in ihrer Blindheit nicht sah, daß zu den Gewichten ihrer Schalen die Gewalt das eiserne Schwert unzähliger Justizmorde legte.

Woher?

Nicht blos aus der Nacht, auch aus der Dämmerung. Ja, aus jenem Zwielichte, wo Wahrheit und Lüge ineinander fließen, wo die festen Dinge schwankende Schatten werfen und die Phantasie sich anklammert an Wesenloses und nur Geträumtes. Ja, auch von jenen Thälern her, über die ein oft so täuschender Duft von Glückseligkeit gelagert scheint, und in denen es nur wohnlich ist dem hüpfenden Irrlicht, von jenen Gegenden, über welche scheinbar segenspendende Hände streifen, Hände, die da geben, ohne zu wissen, wem, die das Gute wollen, ohne das Bessere zu kennen, Hände, die die Staaten lenken, wie Väter die Familien,

ohne zu wissen, daß die mündigen Söhne nach Freiheit dürsten. Ja, noch mehr, auch von dem Dämmerfluge der Minervaeule selbst, von jener Philosophie, die uns die Menschen in todte Begriffe, die Staaten in Pflanzen verwandelt, wie sie in dieser Unform kein Eden und kein Herbarium aufzuweisen hat. Von jener Philosophie, die selbst mit ihrer trüben Oellampe einer Politik den Weg weisen will, die auch ohne sie mit ihren grauen Augen im Dunkeln zum Ziel zu kommen glaubt. Von einer Zeit her, wo des Großen, Herrlichen, Uebermenschlichen unvergeßlich viel geschehen, nichts aber oder nur Scheiterndes für den Menschen selbst, wie er dasteht in seiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und zur Natur.

Und nun wohin?

In's Licht, in ewige Klarheit, in Sonnennähe. In Rechte, die Niemanden ausschließen, in Freiheiten, die Allen gehören. In gleiche Vertheilung der Arbeit, und gleichen Genuß der Ernte. In einen neuen großen Anfang der Geschichte, die von der Vergangenheit nur behält, was die Zukunft belehren kann, in neue Strömungen des Geistes, neue Bahnen der Sitte, in Schöpfungen die, wie die erste aus dem Nichts, so jetzt aus dem All hervorgehen. In Staaten, wo man das „verschönernde Erz der Jahrhunderte" nur an den Formen duldet, welche in ihrer Grundmasse nicht, wie

einst das corinthische Erz, zusammengeflossen ist aus Zerstörung, Eroberung, Flammenwuth. In Staaten, die ihr Heil nur darin finden, daß in ihnen der Mensch frei hervortritt, in der Urschöne seines Geistes, selbst da hervortritt, wo Unverstand und an der Scholle klebende Trägheit das Bedürfniß der Freiheit nicht zu empfinden scheinen. Wer sagt euch, daß die Staaten, die bestehen, um ihrer selbst willen da sind? Und wenn sie zusammensänken, diese Mauern, die dem Zahne der Zeit zu trotzen scheinen, wenn sie brächen, diese Improvisationen irgend eines Herrschers, was liegt dem freien Menschen daran, der schon seinen Bruder wieder erkennen, schon seinen Freund wieder umarmen und die Kette einer neuen gesellschaftlichen Ordnung schließen würde — auch ohne Euch!

Wohin?

Nicht in das Land der Wahrheit, nicht in Fabeln, nicht in Träume. Aber in das Land des Glaubens, der Begeisterung, der Hingebung. Es glätte sich die spöttisch gefurchte Miene des Zweiflers, es sinke die Nebelkappe des trügerischen Dialektikers; selbst eine Wolke umarmt, statt des Ideals, ist Götterumarmung, wenn die Täuschung beschienen war vom rosigen Licht der Sonne.

Ja, wohin?

In Experimente, wenn unter der Retorte des

Staatsphysikers nur kein lebendig pulsirendes Menschenherz zuckt! Zähe ist der Geist des Einzelnen, bildsam der Geist der Masse. Die Geschichte ist eine Wanderung der Menschheit. Glaubt ihr, daß sie zurückkehren wolle in ihre alten verlassenen Wohnungen; der Hirte mit seinen Heerden auf die abgegrasten Weideplätze der Vergangenheit, der Ackersmann auf Fluren, welche von stürzenden Trümmern und zerbröckeltem Gestein bedeckt sind? Nur Greise und Kinder träumen von dem, was sie erlebten oder wovon ihnen die Sage erzählt. Der Jüngling, der strebende Mann hält nervig den Pilgerstab in der Hand und schreitet vorwärts in neue Zeit, in neues Land. Wo jene tagt, wo dieses liegt, wer wüßte die Stunde zu nennen, wer die Grenze zu bezeichnen? Wissen wir nicht wohin, wissen wir doch woher. Irrend, pilgernd, wallfahrtend kann die Menschheit sich wohl betreten auf einem Punkt, den sie schon kennt, auf einem Ort, wo sie einst schon lebte, einem Irrthum, für den sie einst schon blutete, sie erschrickt aber und wendet sich um, in andere Richtung und hinge sie noch so dicht von grauen Nebeln umschleiert. Wir wissen nicht wohin? aber, Heil uns, wir wissen wenigstens woher?

— — — — — —

Gutzkow nahm seinen Aufenthalt wieder in Frankfurt am Main, zumeist mit der Herausgabe einer Gesammtausgabe seiner Schriften beschäftigt. Wie reich deren Inhalt ist, haben wir nach dem schon Angeführten besonders zu bemerken nicht nöthig. Werthvoll hierbei ist auch, daß der Preis der erschienenen dreizehn Bände ein ziemlich mäßiger ist. Die dramatischen Schriften sind darin nicht enthalten; dagegen enthält der dreizehnte Band den umgearbeiteten Roman „Wally".

Um Gutzkow in seinen so außerordentlich bedeutenden Leistungen auf dem Gebiet des Romans und der Novelle zu charakterisiren, geben wir hier als Probe die Novelle „Die Wellenbraut", ein Meisterwerk in jeder Beziehung.

Die Wellenbraut.

1.

An einem jener Abende, wo der Schein der Geselligkeit den sprechendsten Beweis für den menschlichen Egoismus liefert, unter schimmernden Brillanten, matten Girandolenlichtern und noch matteren Einfällen, in einem jener bunten Durcheinander von Schönheit, Farbe und Langeweile glänzte Idaline, wie sie es gewohnt war, mit unbestrittenem Vorrang. Sie war die schönste Hülle, die nur je für das Bewußtsein: ich fühle, ich empfinde, ich bin Mensch! gedacht werden konnte. Ob dies Bewußtsein in jener Hülle lebte, bezweifelte man. Man verglich sie einer Muschel, deren Perlenstoff ganz in die glänzende Schale über=

gegangen wäre. Sie war vollendet schön. Das Ebenmaß ihrer Formen überraschte selbst den Künstler. Aber in ihrem schwarzen Auge lag eine Strenge, die, statt anzuziehen, abstieß, eine Hoheit, die verwundete, ohne auch nur die leiseste Ahnung von Heilkraft zu verrathen. Von ihrem Gemüthe wußte man nichts und von ihrem Herzen nur so viel, daß sie Braut war.

Man brauchte sie nur auf jenem kleinen ländlichen Balle zu sehen, den Graf Eberhard auf seiner Villa vor dem Petersthore gab. Nachlässig saß Idaline auf einem Divan, den neben ihr keine andre der Damen einzunehmen wagte. Die Männer suchten sie nicht, aber sie konnten sie auch nicht vermeiden. Unwillkürlich mußte sich die Gesellschaft um sie her gruppiren. Es waren lebendigere weibliche Gestalten in ihrer Nähe, redseligere. Diese sprachen, aber Idaline gab den Ausschlag. Sie redete wenig. Ein kaltes Lächeln, ein spöttischer Zug um ihren Mund, der durch den Spott, seiner weißen Zähne wegen, nur noch schöner wurde, ein stummes Nicken oder Verneigen mit dem lockenschweren Haupte, das war all ihre Sprache. Und mit dieser stummen Sprache konnte sie beredtsam sein. Sie schürte das Feuer der Unterhaltung und erstickte es, sie verknüpfte und trennte, sie galt sogar, obgleich eine Dichterin und eine Touristin zugegen waren, für die geistreichste in der Gesellschaft, und so

oft sie sich entschließen konnte, zu sprechen, war sie es in der That.

Idaline war gegen die Menschen zusammengenommen weniger stolz als gegen die Einzelnen. Der Masse konnte sie sogar ein freundliches Lächeln zuwerfen, aber jeder Einzelfrage, jeder Einzelhuldigung warf sie mit einer eigenthümlichen Geberde sich so entgegen, daß sie sich plötzlich in ein anderes Wesen zu verwandeln schien. Neulingen in der Gesellschaft, die sie noch nicht von der Seite ihres Stolzes kannten, geschah es zuweilen, daß sie, unbesorgt über die Aufnahme ihrer Anrede, an sie herantraten und im Gewühl der vorübergehenden Erscheinungen eine jener allgemeinen gesellschaftlichen Fragen an sie richteten, die Niemand unbeholfener stellt, als wer wirklich Geist hat. Wehe dann diesen Armen! Idaline hatte für sie nichts als ein fragendes Wie? Die deutlichste und harmloseste Anrede stellte sie sich nicht gehört zu haben. Dieses Wie? war ein erstarrender Gorgonenlaut. Es war ein Ton, der die größte Fassung verwirren konnte, und was die Verwirrung steigerte, war dabei jener Triumph, in dem sie sich wiegen durfte. Denn erst in diesem Erstarren entdeckten Viele, wie wunderbar schön sie war.

Idaline war oft von Philosophen umgeben und doch machte sie Niemand zum Gegenstand seines Nach=

denkens. Man nahm dies Räthsel hin, wie es sich gab, ja man fand in den schroffen Gegensätzen ihres Wesens nicht einmal etwas Räthselhaftes. Es ist dies ein grauenhaftes Zugeständniß, welches man der großen Welt machen muß. Zauberhafte Wesen, die Ihr so stolz und ruhig Euch lehnen könnt an Euer Glück! Kalte Seelen, die Ihr das Leben nehmen könnt wie jener Römer den Fisch, der in seinen Händen sterbend noch die buntesten Farbenspiele ausathmet! Wer sah Euch nicht glänzen an der Brüstung einer Theaterloge, wo hundert Gläser auf Euch gerichtet sind, ohne daß Ihr einen einzigen Blick zur Erwiderung habt? Wer sah Euch nicht in Eure seidengepolsterten Carossen steigen, bezaubernd, feenhaft, und geschieden von der umstehenden, gaffenden Menge wie ein Wesen, das aus andern Elementen geformt scheint? Thörichter Wahn einiger empfindelnden Seelen, Euch für unglücklicher zu halten, als die, die Euch beneiden! Man darf Euch beneiden um Eure Schönheit, um Eure Jugend, Euern Rang, Eure Reichthümer, aber um Nichts mit größerem Rechte, als um die Zufriedenheit mit Euch selbst, um den Stolz — auf Euer Glück!

Graf Eberhard führte Idalinen zur Tafel. Es war dies keinesweges eine Bevorzugung, die auffiel, sondern eine Huldigung, die sich von selbst verstand.

Auch war sie des Grafen Nichte und überdies für heute ohne die Begleitung ihres Verlobten. Ihr Oheim, ein redseliger Alter, hatte auf seiner Sommervilla zu oft Gesellschaft, als daß gerade der heutige Abend ein hervorstechender scheinen konnte. Man erwartete nicht mehr als das gewöhnliche Durcheinanderlaufen bekannter und unbekannter Menschen und fand auch nicht mehr. Die Säle gingen in die Gartenboskets hinaus. Wem die grellen Lichter der Beleuchtung zu lästig fielen, dem bot sich draußen ein kühles, duftiges Dunkel. An romantische Einsamkeit war aber vor den gaffenden Bedienten, die mit Shawls und Mänteln draußen ihre Herrschaften erwarteten, nicht zu denken. Der Versuch eines Balles mißglückte, wie immer, und so löste sich zuletzt Alles in Whist und Boston auf.

Die Villa des Grafen lag an einem umfangreichen See, der sich mehr in die Länge, als die Breite zog. Im Sonnenschein bot die gegen das blaue Wasser und die grünen Ufer glänzend abstechende Weiße dieses Landhauses einen reizenden Anblick. Schwäne, die der Graf zum Vergnügen der Stadt unterhielt, erhöhten die zauberische Wirkung dieses landschaftlichen Bildes. In der Nacht beim Mondenschein war der Eindruck nicht minder ergreifend. Der Graf, der ein großer

Freund der Tafel und der Natur war, hatte ein Recht, auf diesen Besitz stolz zu sein. Auch wußt' er ihn sinnig auszubeuten. Er liebte es, seine Gäste durch Grillen zu unterhalten, die zuweilen an's Phantastische streiften.

So hatte er heute die sämmtlichen Equipagen seiner Gesellschaft zurückgeschickt. Wir werden eine venetianische Gondelfahrt machen, sagte er und führte die Gäste, als sie aufbrechen wollten, an die geöffneten Balkons seiner Villa. Der See lag in mondbeschienener Ruhe vor ihnen. Eine Reihe von Gondeln, behängt mit bunten chinesischen Ballons, schaukelte sich, leise bewegt durch den kaum hörbaren Anschlag der Wellen, am Ufer. Der Graf nahm keinen Widerspruch an und hatte ihn auch durch die schon fehlenden Wagen unmöglich gemacht. Am Ende des Sees harrten die Equipagen, nur die Bedienten waren mit den nöthigen Shawls und Mantillen zurückgeblieben. Der Mond lockte zauberisch. Der stille See bot keine Gefahr. Eine sanfte Musik ertönte von den Gondeln wie der Gruß der plätschernden Nixen. Man nannte den Grafen einen Dichter, klatschte seinem Vorschlage Beifall und eilte hinunter, um in den harrenden Fahrzeugen die bequemsten Plätze zu gewinnen.

Beim Einsteigen ging es nun wirr durcheinander.

Aus der Art, wie sich der Eine an Diesen, der Andre an Jenen anschloß, konnte ein Beobachter auf Neigungen schließen. Einige Boote waren überfüllt, andre fast leer. Die Ruderer mußten sich anders vertheilen, als sie es erst gewollt hatten, und so kam es, daß die Flotille abstieß und eines der erleuchteten Boote ohne Bemannung zurückblieb. In diesem Augenblicke vermißte man die Comtesse Idaline. Sie hatte die Absicht gehabt, an der Wasserfahrt keinen Theil zu nehmen, hatte vergebens ihren Wagen gesucht, und kam am kleinen Hafen erst an, als die Gondeln schon vom Ufer abgestoßen hatten. Es setzte die ganze Gesellschaft in Verlegenheit. Idaline stieg in das letzte übrig gebliebene Boot. Man rief, man gab das Zeichen zur Umkehr, aber in diesem Augenblicke hatte einer der gleichfalls verspäteten Gäste Idalinens Gondel bestiegen, ein auf dem Boden liegendes Ruder ergriffen und das Fahrzeug so gewandt in Bewegung gesetzt, daß es pfeilschnell durch die geöffnete Reihe der übrigen hinglitt und mit Leichtigkeit die Rolle durchführte, die man ihm einstimmig durch den Zuruf ertheilte: „das Admiralschiff!“

Idaline war so wenig gewohnt, sich um Einzelnes in ihrer Umgebung zu kümmern, daß es lange währte, bis sie dem jungen Mann, der ihre Gondel so ent-

schlossen lenkte, auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. In jenem ihr eignen, halb gedankenlosen Vegetiren nahm sie auch die Ehre hin, die Führerin des Zuges zu sein. Sie wickelte sich, da es in der Mitte des Sees kühler wurde, tief in ihren Shawl ein und verfiel, während Alles um sie her lachte und schwatzte, in das ihr eigne majestätische Schweigen. So glitt der Zug eine Weile in geschlossener Reih und Glied über den sanften Spiegel hinweg. Allmälig wurde aber das Landhaus des Grafen kleiner, die Ufer rückten immer weiter in die Ferne und die Gesellschaft wurde stiller. Da machte der See eine Biegung und der Wind nahm eine minder günstige Richtung an. An Gefahr war nicht zu denken, aber die kleinen Nachen kamen auseinander. Das sogenannte Admiralschiff, das leichteste von allen, wurde vom Winde am nachdrücklichsten erfaßt und machte eine größere Schwenkung als die übrigen. So war es zwar immer in der Nähe der andern, aber doch für sich allein und so allein, daß Idaline zum ersten Male einen unwillkürlich prüfenden, aber kalten Blick auf den jungen Mann warf, den der Zufall zu ihrem Steuermann gemacht hatte. Sie erinnerte sich, ihn noch nie gesehen zu haben. Ohne Zweifel war er in den Sälen des Onkels an ihr vorübergegangen, aber

seine Gesichtszüge hatten sich ihr nicht eingeprägt. Jetzt im Mondenlichte, in der Abzeichnung seiner Conturen gegen den blauen Hintergrund des sternklaren Himmels, fiel ihr das Wesen dieses Mannes auf. Sie wußte jetzt erst, daß er sie mit unverwandter Aufmerksamkeit während der Fahrt fixirte. Ja, es brannte ihr auf den Wangen, denn es war ihr plötzlich, als hätten schon am ganzen Abend Blicke so wie diese auf ihr geruht, Augen wie diese prüfend gehangen an den ihrigen, Worte zu ihrem Ohre geredet, die sie jetzt erst verstand. Und doch war der Fremde stumm. Er sprach nichts von der vielleicht zu kühlen Nachtluft, nichts von dem stillen Walten des Elementes, das sie durchfurchten. Er schwieg und sein Schweigen war viel hoheitsvoller, viel ernster und geweihter als das ihrige. Das fühlte sie auch und wurde darüber unruhig. Sie sah, daß sie beobachtet wurde, daß ein männliches Auge bis tief in ihr Innerstes zu dringen suchte. Es war ihr, als wäre sie einer Prüfung ausgesetzt, und zum ersten Male ahnte sie etwas von dem Zittern, eine Prüfung nicht bestehen zu können. Noch nie hatte sie so empfunden, was Einsamkeit ist. Noch nie hatte sie gewußt, wie schaurigsüß es ist, die Einsamkeit mit einem Herzen, das man beinahe klopfen hörte, zu theilen. Wenn sich der kleine Kahn von den

übrigen entfernte, bangte es ihr, und wenn er sich wieder näherte, hätte sie ihn entfernen mögen. Dazu peinigte sie dies starre Schweigen des Fremden. Es war ihr, als könnte einmal für ihre so kalten, schneidend grausamen Wie's Vergeltung geübt werden. Ihr Stolz sprang ihr zwar bei und sagte ihr: Nenne dies Schweigen eine Unart! Aber kaum hatte sie sich das gesagt, so fiel ihr Blick wieder auf den Ruderer, der im Mondenlichte einen malerischen Anblick darbot. Ein junger, aber leidend blasser Mann. Ein leichter schwarzer Mantel, die ebenmäßigsten Formen umflatternd. Um den Mund ein Zug, der zwischen leisem Spott, Lächeln und Schmerz eine nicht zu schildernde Mitte hielt. Idaline fühlte sich so gedrückt, so beengt, daß sie, um nur eine Bewegung zu machen, einen ihrer langen Handschuhe auszog und froh war, von einer in die Nähe kommenden Gondel den Ruf zu vernehmen: Was macht die Barke des Dogen?

Indem waren unsere beiden einsamen Schiffer wieder allein. Idaline sah auf ihre beringten weißen Finger und in diesem Augenblicke hatte neben ihr Jemand mit einem weichen melodischen, männlich schönen Organ gesagt: Will die Dogaresse sich mit dem See vermählen? Sie hob das Haupt empor, wie sie sonst gewohnt war. Verwundert blickte sie den Sprecher

an, der über ihre Ringe zu spotten schien. Ruhig und mit einem unendlich tiefen Seelenausdruck erwiderte er ihren strengen Blick. Und diese Ruhe entwaffnete, diese Tiefe verwirrte sie. Mechanisch ohne Besinnung, in einem jener ihr eigenthümlichen bizarren Einfälle zog sie einen ihrer Ringe vom Finger und warf ihn in das blaue feuchte Element. Wie sie das that, das thun konnte, was sie damit sagen wollte, wußte sie nicht. Es war ihr aber so leicht, so unendlich leicht, sie athmete so frei, so triumphirend auf, daß sie mit dem alten Stolz wieder um sich blicken und einen Augenblick glauben konnte, diesem Fremden imponirt zu haben! Dieser eitle Gedanke durchrieselte sie ganz. Sie war erregt, fröhlich, ja sie hätte lachen können und lachte auch innerlich. Der Fremde sagte nach einer Weile:

„So weiß ich doch nun, wenn ich des Abends einsam um den See spazieren gehe, woher die Nixen ihre goldenen Krönlein haben.“

Sie antwortete nichts.

„Oder, wenn sich ein garstiger Molch mit dem Ringe schmückte!“ fuhr er fort.

Idaline ließ ihn reden.

„Es waltet ein eignes Leben da unten in der Tiefe. Wer weiß, was wir erblicken, wenn einst alle Gewässer abgelaufen, alle Meere verdunstet, alle Brunnen versiegt sind!“

Vergebens! Idaline war wider die schöne, reiche, vornehme, stolze und kalte Idaline! Die Gondeln hatten sich wieder zusammengefunden. Der Landungsplatz war erreicht. Die Bedienten standen am Ufer. Die Wagen harrten der Ankommenden. Eins stieg nach dem Andern aus. Der Fremde bot Idalinen die Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen. Sie nahm die Hand ihres Jägers, hüpfte mit behenden Schritten an den geöffneten Schlag ihres Wagens, sprang hinein und fuhr rasselnd über die frisch gekieselte Landstraße der noch bewegten und geräuschvollen Hauptstadt zu.

2.

Am folgenden Morgen schrieb Theobald an seinen Freund Georg!

„Mein guter Georg!

Die Angelegenheiten Deines armen Freundes rücken sehr langsam vorwärts. Noch immer das Mißtrauen nicht beseitigt und so lange die, welche uns straften, am Ruder stehen, wird es auch wohl nicht schwinden. Ein Trost für mich ist das Gefühl, daß ich für eine gute Sache leide, und ich gestehe Dir, noch ein größerer der, daß ich in meinen Leiden Gefährten habe. Das ist die Macht des geselligen Triebes, die sich ja selbst bei Verworfenen nicht verleugnet und mich in Gerichtsstuben oft an Verbrechern gerührt hat.

Heute vor fünf Jahren, guter Georg, fielen rasselnd die Thore der Festung N. hinter uns zu. Wir waren nicht so unglücklich, als wir der freien Welt erscheinen mochten. Mit Gefühlen ungeheuchelter Theilnahme sahen die Garnison-Offiziere auf einige junge

Männer herab, deren einzige Schuld vielleicht nur eine zu glühende Vaterlandsliebe war. Sie beeiferten sich, uns den trüben Entgelt, den wir für unsre Träume von der wirklichen Welt empfingen, aufzuheitern. Es überraschte sie, uns so froh hinter den Wällen wandeln, auf alten Kanonenläufen und aufgeschütteten Kugeln so gemächlich ruhen zu sehen. Brachten wir doch in unser trauriges Loos einen innern Trost mit, die in uns lebende Welt des Alterthums, den Durst nach Wahrheit im Reiche der Wissenschaft, die tiefste Anregung unseres innersten Menschen. Nun hatten wir schon so jung die Ruhe eines Einsiedlers. Wir durften uns sehen, sprechen, unsere Meinungen austauschen. Du wecktest Deinen innern Dichter auf und strömtest Dein edles Herz in Liedern aus, denen grade das Gefühl der Beengung und Begrenzung jenen hinreißenden Ausdruck gab, den man jetzt an Dir so bewundert. Ich freilich fand nicht so schnell wie Du den harmonischen Trost, der für den Dichter schon in der äußern Harmonie seiner Reime liegen muß. Ich grub mich in den Boden der Speculation ein, trieb sogar die Schatzgräberei des Mysticismus, formte noch lange aus Brotrinde Staaten und marterte mich, zu entdecken, was wohl jenseits jener goldnen Abendwolken läge, die die Sonne zurückließ, wenn wir, wan-

delnd auf den Festungswällen, sie scheiden sahen. Fünf Jahre dauerte das! Was sind wir reif geworden!

Guter Georg, wir sind für unsre Jugendträume amnestirt, aber es ist doch, als wenn uns ein Kainszeichen eingebrannt wäre! Mir zumal, der ich, was man so nennt, von guter Familie bin, tritt überall ein finsteres Mißtrauen entgegen. Und kann ich es den Staatslenkern verargen? So verächtlich ihnen jener Eifer sein muß, den einige der durch das Unglück raschbekehrten Träumer allzudienstwillig an den Tag legten, ebenso ängstlich muß ihnen ein so trübes Auge sein wie das meinige, ebenso verdächtig dies still in mir glimmende Feuer, mein Ernst, meine Wehmuth, die ich noch immer nicht verbergen kann, wie damals, Georg, als wir zum ersten Male uns wieder frei nennen konnten und unser Auge über den Wiederanblick der unscheinbarsten, bisher vermißten Dinge sich mit Thränen füllte. So schleich' ich denn hier in der Residenz umher, am hellen Tage wie ein Nachtwandelnder. Ich finde Alles so verändert, Alles so sonderbar umgestaltet. Was ich früher suchte, flieht sich jetzt. Die Menschen ordnen sich mehr als je den Dingen unter. Sie haben denselben politischen Glauben, der uns zum Verbrechen angerechnet wurde, aber sie bekennen ihn nüchterner. Die Freiheit ist bei ihnen eine

Verstandessache geworden, eine Erwägung der Umstände, eine Berechnung ihrer bessern und besonders staatsökonomischen Vortheile. Aber auch die Herrscher sind' ich gereifter, ja einige unter ihnen idealischer gestimmt als die Masse. Es ist ein großes Chaos, Georg. Du bist glücklich in Deinen Liedern. Wer Einzelnes sucht, wer sich begnügt, dem Leben ein Atom abzugewinnen, der konnte zu keiner glücklicheren Zeit geboren werden als der jetzigen.

Ich habe einen glänzenden alten Namen, der mich drückt, weil ich arm bin. Ich werde in den Kreisen, in die ich eintrat, mit Achtung behandelt. Aber diese Achtung zollt man nicht meinem Menschen, sondern meiner Visitenkarte. Ich bin recht unglücklich, überall Höflichkeit, aber keine Theilnahme zu erblicken. Ich sehne mich nach mehr als Freundschaft, ich sehne mich nach Liebe und muß mir wieder die grausame Ueberzeugung eingestehen, daß ich auf Liebe keine andern Ansprüche habe als die, welche in dem werthlosesten Papiere liegen, mit dem man nur in die Gesellschaft eintreten kann, in dem Freibriefe — Mensch zu sein! Ach, wie mich das alles untergräbt und entmuthigt! Die größte Strafe empfindet der Eingekerkerte vielleicht erst dann, wenn er befreit wird. Er sieht, daß während der Zeit seiner

Leiden die Welt nicht stille gestanden, sondern auch ohne ihn weiter gegangen ist, er fühlt, daß er zurückgeblieben, und die Kraft versagt ihm, sie wieder einzuholen.

Dennoch muß ich in all dieser Betrübniß zuweilen lächeln. Ich sehe einige unsrer alten Genossen, ja selbst einige der Leidensgefährten um jeden Preis nach einer Unterkunft sich abmühen. Hundertmal da und dort abgewiesen, gleichen sie Stehaufmännchen, die immer wieder auf das dicke Ende fallen, wenn man sie auch hundertmal auf den Kopf stellte. Einige haben Bräute, die zu verblühen drohen, wenn nicht bald eine Anstellung und die Ehe das Wasserglas wird, in welche sie der arme Stellenjäger setzen kann. Andere suchen wieder eben durch Bräute zu diesem Unterkommen zu gelangen. Die größten Aesthetiker sind gegen die Häßlichkeit nachgiebig geworden. Ich erlebe die drolligsten Combinationen und muß oft lachen, was nicht alles die Liebe für Formen annehmen kann. Auch mir hat man Umwege angerathen, um zu einer Anstellung, deren ich wohl bedarf, zu kommen. Man hat mir die Schwächen einflußreicher Männer verrathen und mir die Mittel genannt, um auf diese Schwächen zu wirken. Wie kann ich das, Georg! Ich erröthete, als ich mir bei dem Justizpräsidenten,

dem Grafen Eberhard, die Schwäche beikommen ließ und ein sehr mittelmäßiges Gemälde, das er für einen echten Rubens ausgiebt, wenigstens für eine gute Rubens'sche Copie erklärte. Ich genügte ihm nicht, weil eine Reihe von stellesuchenden Candidaten ihm das Bild schon zu einem echten Rubens geschmeichelt hatte, und genügte mir nicht, weil ich eine Schülerarbeit für die Arbeit eines Meisters, wenn auch nur in der Copie, hatte gelten lassen.

Wie ich über die Liebe empfinde, Georg, weißt Du! Seit dem Tode meiner unvergeßlichen Schwester hat mich kein weibliches Wesen mehr befriedigen können. Ich vermißte überall, was meine Sophie mir war, etwas Ewiges, etwas Jenseitiges. Drum ging sie ja auch hinüber — — — In der fünfjährigen Einsamkeit, die grade den pulsirendsten Theil der Jugend traf, mag sich auch die idealische Vorstellung vom Wesen der Weiblichkeit zu hoch gespannt haben. Und wo man lieben könnte, darf man dort immer die Blicke hinrichten? Wie steht das Alles so fern von uns, wie schwebt das so über uns her! Wir Armen, die wir nichts haben, am wenigsten Glück! Oft ergreift mich eine bittere Misanthropie! Und grade da am meisten, wo sich Andere zerstreuen und von Misanthropie heilen, im Theater, auf öffentlichen Spazier-

gängen, in Gesellschaften, auf Bällen. Welche Jugend, welche Schönheit, welcher Reichthum! Aber nichts für uns! Kalte Herzen in flammenentzündenden Formen! In diesen höhern Cirkeln giebt es Weiber, die mich verstehen lehrten, wie man um ihren Besitz seine Seligkeit opfern könnte. Du siehst sie umflattert von Schooskindern des Glückes. Du empfindest jenes grausame Seitwärtsstehen, jenen unauslöschlichen Neid des Brakenburg, den Goethe im Egmont um so treffender zu schildern wußte, als Goethe selbst mit seiner triumphirenden Egmontnatur der überall Bevorzugte und Glückliche war. Ach, Georg, und dann neckt Dich der humoristische Zufall und gönnt Dir nur einen Augenblick so an einer majestätischen Alleinherrscherin im Reich der Schönheit und des irdischen Glückes nur wie von ungefähr einmal vorbeizustreifen. Du ruderst mit ihr auf einem Kahne. Du gleitest in einer zauberhaften Mondnacht mit ihr über einen stillen See, die Hängeweiden an den Ufern blicken so melancholisch in die Tiefe, die Wasserlilien ragen so träumerisch aus dem grünen Geblätter des Grundes hervor, aber kein Mondenstrahl, kein poetischer Hauch dringt in ihr Herz. Ein Schiffer bist Du ihr und Dir — ist sie vornehm. Diese Kälte, dieser Blick! Georg, da fröre der Ton in Deiner Leier an, wenn auch ihre Schön-

heit Dich zu einem Liede hinrisse! Sie ist bizarr, sie kann von ihren Ringen, wenn Du es scherzend verlangst, einen in die Tiefe werfen, einer Lilie in den Kelch, einem Frosch in den Mund oder auch — sie zeigt Dir, daß sie reich ist, wie man sonst zerriebene Perlen in den Wein schüttete, nicht um ihn feuriger, sondern um ihn theurer, banquiermäßig kostspieliger zu machen — ach, Georg, das ist eine traurige Welt. Das Mädchen heißt Idaline. Und dies kalte Herz, staune und belächle mich, könnt' ich lieben, wenn es nicht schon einem Andern gehörte. So ist's hier mit Allem. Frage nach, wo Du willst; was Dir gefällt, ist sicher immer schon vergeben. Armer Georg, auch die Stelle, um die ich mich für Dich bemühen sollte. Graf Eberhard vermag viel und der Vater jener Idaline noch mehr. Ein solches Wesen brauchte nur zwei Zeilen auf ein Zettelchen zu schreiben, es ihrem Papagey zwischen den Schnabel zu stecken, den Papagey durch ihren Bedienten in die Zimmer des guten Papa zu spielen, Excellenz würden lächeln und die Bitte ist erhört. Ich muß aufhören, damit wir nicht noch einmal fünf Jahre bekommen. Ich scheine Dir gewiß heiter, und doch bin ich betrübt. Leb wohl, Georg!"

Während Theobald in einem Zimmer dritten Stockes diese Zeilen an seinen Freund schrieb, waltete Idaline

schon in gewohnter Weise in ihren reizend gelegenen Zimmern, von denen eins nach dem großen Platze, an welchem das Palais ihres Vaters lag, das andere auf den anstoßenden, mit Orangerien übersäeten Garten hinausging. Man konnte nicht sagen, daß Idaline von jenem Mißgeschick geplagt wurde, welches man gewöhnlich mit großen Reichthümern verbunden glaubt, von der Langenweile. Ohne daß irgend etwas Gemeines, irgend eine häusliche Anforderung in ihren Kreis drang, hatte sie doch mit hundert Dingen, die ihre nächsten Verhältnisse berührten, vollauf zu thun. Da galt es Einladungen machen, Besuche annehmen, Billete beantworten, Modezeitungen durchblättern, Conferenzen mit Modistinnen, die übliche Ausfahrt, den Besuch irgend einer grade an der Tagesordnung stehenden Merkwürdigkeit, kurz man irrt sich, wenn man glaubt, daß der Müßiggang ohne Beschäftigung ist.

Zu diesen mühevollen Anstrengungen kamen jetzt noch die Vorbereitungen zu der Vermählung. Idaline war nicht ohne praktisches Geschick. Sie lachte nicht wie eine selige Braut und scherzte über ihre Mutter, als diese sie heute in einen Saal führte, wo auf lang ausgespannten Eßtischen die ganze Aussteuer an weißem Zeuge ausgebreitet war. Diese Hunderte von Tüchern, Servietten, diese dutzendweis geordneten Wälle glän=

zend gebleichter Leinwand durchmusterte sie nicht etwa mit flüchtigem Blick und drehte sich dann, in die Hände klatschend, auf dem Absatz herum, um ihr Mütterchen zu umarmen; sondern mit jener Hoheit, die sie nie verließ, schritt sie auch hier durch die aufgethürmten Gänge, nahm sorgfältig die Verzeichnisse entgegen, prüfte die gesteppten Säume an der feineren Wäsche, die Dauer der Näthe an der gröbern, tadelte hier und da die mißlungenen rothen Zeichen, den Buchstaben I, der mehr einem J ähnele, die allzuplumpe adelige Krone, kurz jene ihr eigne Humorlosigkeit würde sich auch nicht beim prüfenden Anschauen der Küchengeräthschaften verleugnet haben, wenn nicht diese Musterung bereits vor einigen Tagen vorgenommen gewesen wäre.

Im Gegentheil war ihre Art heute noch ernster als gewöhnlich. Ein eignes, mehr als je nach innen gewandtes Nachdenken gab ihr sogar etwas Feierliches und Verklärtes. Die Mutter schob die Schuld dieser Stimmung, die sie aber Verstimmung nannte, auf die nächtliche Wasserfahrt, die sie ihrem Bruder, dem Grafen recht nachdrücklich vorzuwerfen gedachte.

Wollen wir nicht lieber die Gesellschaft heut Abend absagen lassen? fragte die besorgte Frau.

Ich sehe keinen Grund, antwortete Idaline und

beschloß, da es fünf Uhr geschlagen und die Mittagszeit heranrückte, ihre Toilette zu machen. Sie ging in ihr zierliches Boudoir. Willenloser als je gab sie sich der Phantasie ihres Kammermädchens hin, die sie schmückte. Es war sechs. Mehrere Wagen rollten schon an und brachten die Gäste, die heute bei ihnen speisten. Idalinens Toilette war beendet. Es fehlten nur noch Armband und Ringe. Das Armband ließ sie sich anlegen. Als aber ihr Mädchen ihr eine kleine zierliche Pyramide hinhielt, an welcher sie die seltne Auswahl ihrer Ringe aufzuhängen pflegte, wieß sie mit einiger Heftigkeit für heute diesen Schmuck zurück. Es war ihr seltsam, als sie zu Tische ging.

Wie oft sah sie an der Tafel ihres Vaters Männer, die sie nicht kannte. Unwillkürlich fuhr sie über die im vorderen Salon versammelte Gesellschaft und nahm von Andern Notiz, was ihr nie begegnet war. Bei Tisch standen einige Sessel leer. Sie konnte sich nicht der Träumerei erwehren, es müßte die Thür aufgehen und sonst noch Jemand zu den schon Geladenen sich gesellen. Sie fragte, wer noch fehle? Alles das war ihr nie geschehen und fiel auch auf bei Denen, die sie kannten. Nach der Tafel war Spiel und Gesellschaft, zu der die Gäste sich mehrten. Ihre Mutter redete ihr zu, sich zurückzuziehen. Sie gestand ein, daß ihr

nicht wohl wäre, und doch blieb sie. Sie wußte nicht, was sie fesselte, was sie heute zog, ihr Auge über den Saal hinschweifen zu lassen, ihre Blicke unverwandt auf die Eingangsthüren zu richten. Nie hatte sie dem laut anmeldenden Bedienten ein Ohr gegönnt. Heute verglich sie jeden ausgerufenen Namen mit dem Eintretenden, der ihn führte. Dann als man anfing, eher zu gehen, als zu kommen, als sie gewiß war, daß die Eindrücke, die sie für diesen Tag erwarten durfte, vorüber waren, da fühlte sie eine Leere, eine Nichtbefriedigung, die sie früher nicht gekannt hatte. Still entfernte sie sich. Langsam schritt sie ihren Zimmern zu. Der Bediente leuchtete ihr voran. Der Mond schien klar und groß auf den grünen Fußteppich. Auf dem Schreibtisch lag ein Brief. Mit einer Hast, die sie nie gekannt hatte, griff sie darnach. Er war von ihrem Verlobten. Da ließ sie ihn wieder fallen. Der Bediente ging. Er hatte noch die Vorhänge des Fensters schließen wollen. Sie hatte es nicht gewollt und so saß sie mit gestütztem Haupt am Fenster und blickte in den sanften Frieden des Himmels.

Nun erst trat das, was sie den Tag über von sich fern gehalten hatte, lebensgroß vor ihr Auge. Sie war im Geist auf dem See. Sie gehüllt in ihren Shawl. Der Fremde rudernd. Sein prüfendes Schwei-

gen. Das schwere erdrückende Uebergewicht eines Geistes, der ihr zu trotzen schien Das sanfte Hingleiten über den Wasserspiegel. Die lautlose Ruhe, unterbrochen nur von dem Knirschen des Kieselbodens, wenn das Ruder hineinfuhr oder an den sumpfigen Stellen von dem Geschilf, an das der gleitende Kahn streifte. Des Ringes gedachte sie noch nicht. Sie lebte nur der Erinnerung an die Situation und an den, der ihr so neu und von den andern Männern so abweichend erschienen war. Zum ersten Male fühlte sie etwas von dem unendlichen Glück, gehorsam zu sein denen, die man liebt. Es wurde ihr wohl und wehe; niederknien hätte sie mögen, sich schmiegen vor einer ihr fremden, unbekannten Macht. Gehorchen, dulden, regiert werden, es war ihr eine neue Empfindung, eine so süße, bestrickende, daß sie die Sterne hätte herabziehen, den Zephyr an ihre Brust drücken mögen. Eine Wolke legte sich vor den Mond. Da dachte sie endlich an den Schlummer. Sie entkleidete sich selbst. Flüchtig öffnete sie den Brief, der auf ihrem Tische lag. Ihr Verlobter kündigte auf morgen seine Rückkehr an. Ihre Stirne wurde trüber. Sie wollte ihr Licht auslöschen. Noch einmal lehnte sie sich in einen Sessel, schlaff hingen die Arme herunter, die Hände hielten den zerknitterten Brief. Wie sie so zum letzten Male

sann und sich in träumende Erinnerung verlor, fällt ihr der Ring ein. Welchen mag ich wohl von mir geworfen haben? fragte sie sich mit einer plötzlichen Ahnung. Sie sieht nach der kleinen Pyramide. Sie waren alle da, nur einer fehlte. Der fehlende war ihr Verlobungsring.

3.

Graf Waldemar hatte zur bevorstehenden Vermählung auf seinen Gütern mancherlei Vorkehrungen zu treffen. Als sie beendet waren, kehrte er zurück, mit dem sehnlichsten Verlangen, Idalinen, seine Braut, jetzt in der kürzesten Zeit die Seine zu nennen. Von Seiten der Eltern stand dieser Eile nichts im Wege. Und auch Idaline war gerne gewillt gewesen, dem bisherigen Brautstande, der immer etwas Halbes und Beengendes an sich hat, schnell ein Ende zu machen.

Graf Waldemar war seiner Braut in vielen Aeußerlichkeiten ähnlich. Erbe eines bedeutenden Vermögens, erlaubten ihm seine Umstände, eine vortheilhafte Figur in's glänzendste Licht zu stellen. In der Staatsverwaltung nahm er bereits einen nicht unwichtigen Platz ein und hatte die Aussicht, die höchsten Stellen einst noch um so mehr zu bekleiden, als der Regent es liebte, die Träger alter berühmter Namen in seine nächste Umgebung zu ziehen. Die Auszeichnungen, deren Waldemar sich schon in so jugendlichem Mannesalter rühmen durfte, verdiente er. Sein Geist war mannichfach gebildet. Er begann keine Arbeit, zu der er nicht weislich sich vorbereitet hatte. Er nahm Belehrung an, war nachgiebig gegen Unterrichtete und zeigte Ernst in der Ausführung dessen, was ihm nützlich und weise schien. An seinem Gemüth hatte Niemand Ursache zu zweifeln. Er war gefällig, wohlthätig, ja, in einem gewissen Grade auch leutselig. Daß er schroffer schien, als er es meinte, war die Folge seiner schönen, wahrhaft erhabenen Gestalt, die ihn verhinderte, sich allzu lebhaft zu bewegen und ihn zwang, jene Geschmeidigkeit, die seinen imponirenden Formen nicht würde schön gestanden haben, zu vermeiden.

Graf Waldemar war der Erste, der um Idalinens

Hand anhielt. Sie sagte: Ich wüßte nicht, warum ich sie ihm verweigern sollte! Ihre Mutter fügte hinzu: Er ist ein schöner Mann, bei seinem kaum vollendeten dreißigsten Jahre ein junger Mann, er ist reich, liebenswürdig in seinem Wesen, er spielt gut Boston, wodurch die Schwiegermutter doch auch etwas von ihrem Schwiegersohn hat, seine Zukunft wird die glänzendste sein, seine Hand ist gesucht — Du hörst es ja, hatte sie Idaline unterbrochen, ich schlage sie nicht aus. Und alle Welt kam darin überein, daß dieser Bund so sein müsse und sich von selbst verstünde.

Innerlich waren freilich beide Naturen darin verschieden, daß Waldemar nicht so gedankenlos vegetirte wie Idaline. Sein Gemüth athmete Wohlwollen. Zwar lag es ihm fern, über irgend etwas recht heiter zu lachen, eine gewisse Steifheit der Erziehung und Trockenheit des Temperaments verleugnete sich in keinem seiner Worte, aber fern war ihm Stolz, fern das Bewußtsein seiner Vorzüge. Seine Liebe zu Idalinen, an der man nicht zweifeln konnte, seine Bewerbung um ihre Gunst, seine Zärtlichkeit als Verlobter hatten den Charakter einer conventionellen Artigkeit, einer freiesten zwar, aber doch nach der Regel geübten Etikette. Wer sie beobachtete, die beiden Verlobten, wer

in der Gesellschaft ihnen einen tieferen Blick widmete oder sie verfolgte, wenn sich Idaline an seinen Arm hängte, der mußte es schön finden, wie zwei Liebende im Genuß ihres Glückes sich so mäßig zeigen und auf die Zukunft noch so viel Vertraulichkeit zurücklegen und aufsparen konnten. Es war keine Frage, daß diese Ehe eine in jeder Beziehung glückliche werden würde.

Und in Idalinen selbst herrschte darüber kaum ein Zweifel. Die Ehe war für sie ein Stand, dem sie nicht ausweichen konnte. Sie dachte sich wenig Unterschied darin, ob sie nun in den Cirkeln ihres Vaters oder ihres Gatten die Königin der Gesellschaft sein würde. Auf eine Beglückwünschung über die mannichfachen Veränderungen, die ihr bevorständen, hatte sie gesagt: „Veränderungen? Mein Wagen wird künftig ein anderes Wappen führen.“ Sie empfand für Waldemar ein herzliches Wohlwollen. Sie hielt dies Wohlwollen für Liebe. Es machte sie glücklich, daß an Waldemar sie nichts beleidigte. Wie vielerlei stieß sie an den Andern ab! Wie lächerlich erschien ihr die Mehrzahl der Männer! Es that ihr wohl, daß ihrem Verlobten jedes Wort, jede Handlung so angemessen stand, daß ihn eine Harmonie umgab, die Willen und That, Anfang und Ende, Plan und Ausführung

stets in das anmuthigste Gleichgewicht brachte. Das war es, was ihr diesen Mann so über alle emporhob! Seine edle Zurückhaltung, sein Vermeiden jeder aufdringlichen und unzeitigen Vertraulichkeit, die befangene Art seiner kleinen Zärtlichkeiten setzen sie oft in Verlegenheit. Sie fühlte, daß er mehr fordern durfte, als er verlangte. Sie mußte sich sagen, daß es etwas in ihr gäbe, worauf er Anspruch machen dürfte, und dieses Selbstgeständniß machte ihr Empfindungen, in denen sie sich edel und bräutlich vorkam. Dabei wurde ihr nicht zugemuthet, in ihrem bisherigen Dasein irgend etwas zu verändern. Keine ihrer Ansichten wurde bestritten, keine Maxime verworfen. An ihrem Selbstgefühl rüttelte nicht der leiseste Zweifel. Sie zog mit klingendem Spiel aus dem einen Stand in den andern. Warum sollte sie Veranlassung nehmen, über diesen Tausch so ernsthaft nachzudenken oder dem Wort Liebe, das ihr nicht fremd war, ein tieferes Nachforschen, ein ernsteres Belauschen der innersten Sprache ihres Herzens zu widmen?

Nach dem Abende auf dem See, nach der Entdeckung mit dem verlorenen Ringe war nun freilich Alles anders geworden. Sie fühlte in sich ein so unendliches Bedürfniß des Gehorchens und Unterordnens, daß sie erschrak, als sie entdeckte, daß ihr das Gehor-

chen und Unterordnen unter Waldemar diese Seligkeit nicht geben könnte, die sie schon einst wirklich und dann in der Erinnerung empfunden hatte. Waldemar war zurückgekehrt. Er hatte Idalinen mit größerer Innigkeit als je an sein Herz gedrückt. Er hatte den, wie es hieß, zufällig verlorenen Ring scherzend durch einen neuen ersetzt und die Hochzeit noch früher anberaumt, als sie vor seiner Reise in Aussicht stand. Idaline heftete in unbewachten Momenten ihren Blick auf ihn. Minutenlang konnte sie ihn prüfend belauschen und sich in Gedankenreihen verlieren, für die es keinen möglichen Ausweg, keine in den Verhältnissen begründete Lösung gab. Immer klangen die Worte: Die Dogaresse sollte sich dem See vermählen! an ihrem Ohr; sie sog die Melodie eines Organes ein, in dem für sie etwas so Zaubervolles und Rührendes lag. Sie gedachte des Ringes und dieser lustdurchzitterten Genugthuung, in schalkhaftem Gehorsam gethan zu haben, was man kaum verlangte — Das war in ihr wie ein mystischer Vorhang, vor dem das Kind im Theater sitzt und sich ausmalt: Welche Welt waltet dahinter! Nun regte sie noch vollends Waldemar selbst auf, als er scherzend des Abends erwähnte und mit harmloser Absicht sagte: Herr von Theobald hat Sie ja gefahren? Es durchzuckte sie wie ein Schlag,

als sie nun für all' ihre Unruhe und Pein wenigstens einen Namen hatte.

Einige Tage darauf schrieb Theobald wieder an seinen Freund Georg:

„Mein guter Georg!

Dein armer Freund muß Dich glücklich preisen. Dich, den Lehrer der Religion, nimmt versöhnend die Religion wieder auf. Da hat sich nichts verändert, seit tausend Jahren der gleiche Brauch, der gleiche Wahn, der gleiche Glaube. Dein kleines Dorf seh' ich im Sonnenlichte schimmern. Es lehnt sich friedlich mit seinen blinkenden kleinen Fenstern an die Wand des Gebirges, die es vor dem Ostwinde schützt. Die Glocke ruft zum Dienst des Herrn und Du verrichtest ihn, im schwarzen feierlichen Kleide, mit Würde und durchdrungener Ueberzeugung. Erhalte Dir der Himmel diesen Frieden, auf den Du Dich mit bescheidener Beschränkung vorbereitetest! Deine Worte dürfen Zeugniß für Dich ablegen. Niemand verlangt von Dir andere Thaten als die üblichen Hülfsleistungen des Seelsorgers. Du hast in Dir selbst einen Sprecher, der am beredtsten für Dich spricht. Und wer könnte den Grund Deiner Begeisterung bezweifeln, wenn er sieht, daß eine Gemeinde durch Dich im sittlichen Ernste wächst und

der Same aufgeht, den Deine segnende Hand gestreut?

Mit mir ist das nun Alles anders. Ich fühle recht, wie wohl für immer der Grund verdorben ist. Das Vertrauen stellt sich so leicht nicht wieder her. Die erste Anlage meines Lebens ist verfehlt. Was mir auch begegnen mag, immer wird ein trüber Nebel bleiben, der meine Vergangenheit bedeckt. Ich kann das nicht ändern. Ich entschuldige auch diese mistrauischen Menschen, wenn sie vor mir die Augen niederschlagen und mich vermeiden. Nur das kann mich empören, wenn man für die Möglichkeit, mich wieder in den Gang der gegebenen Verhältnisse einzureihen, grell aufgetragene Beweise von mir verlangt. Diese lasterhafte Umkehr einiger unserer Freunde, dieses gewissenlose Hinüberstürzen in das Gegentheil der früheren Ueberzeugungen werd' ich nie über mich vermögen und von einem Staate, der diesen jähen Schritt von mir verlangte, lieber auf ewig Abschied nehmen.

Ich spreche das so hin, wie mir's in der Seele lebt. Es ist ein Theil der Zweifel, die mich bestürmen. Ach, Georg, dies neue blendende Licht der Freiheit thut meinem Auge weh. Ich sehne mich nach Deinem kleinen friedlichen Dorfe, wo alle diese Strahlen sich schon

milder brechen. Hier gehen zu viel Wunden auf. Es ist eine Welt, die uns nichts Fertiges, nichts Beruhigendes giebt. Deine blühenden Bäume, Deine weidenden Heerden, Deine grünen Matten sind, was sie sind, sie preisen Gottes Herrlichkeit. Aber was man hier erlebt, was man hier vom Dasein hinnehmen muß, das kommt nie so einfach, wie es sich zu geben scheint. Nicht enden wollen diese Aufregungen, diese Bedrängnisse der innersten Gedanken, diese ewigen Herausforderungen unseres freien, gesunden Urtheiles. Kein Abend, wo ich mich nicht erschöpft auf mein Lager würfe, keine Gesellschaft, aus der mich nicht ein überwältigendes Gefühl von Nichtbefriedigung hinaustriebe, die Einsamkeit zu suchen. Und wo fändest Du hier Einsamkeit? Wir haben Gärten und Felder, wie Du am paradiesischen Fuße Deines Berges, aber Du begegnest Glücklichen, ich begegne nur Zweifelnden und Schmerzbewegten, die wie ich dies Bedürfniß des Alleinseins haben. In großen Städten ist die Natur ein Krankenhaus.

Du wirst glücklich sein an der Seite Deiner Emma. Und wenn Dich nichts an sie bände, als die Treue, die sie Dir fünf Jahre bewahrte, ich meine, so etwas müßte für das ganze Leben ausdauern, das müßte sich mildernd auf jeden Sturm, versöhnend in jeden kleinen

Hader legen. Mir wird nun auch dieses Glück versagt bleiben. In dieser Zeit heißt es: Ohne Heerd keine Liebe. Und wer weiß, wozu es so besser ist! Wo fänd' ich eine Hand, die sich unerschrocken durch die Strudel meines Gemüthes hindurchruderte, wo fänd' ich ein Herz, das nicht erschräke vor dem Krampf, den ich gezwungen bin, Leben zu nennen! Mir ein Wesen auf meine geistigen Bedürfnisse abzurichten, was so viele Frauen — lieben und so viele Männer geliebt werden nennen, das würde mich ermüden und um alle schöne Täuschung bringen.

Du warnst mich wegen Idalinen. Du fürchtest meinen stürmischen Sinn, den grade die Schwierigkeiten zu Eroberungen reizen. Du legst einen Nachdruck darauf, daß sie verlobt wäre. Wo denkst Du hin, Georg! Einmal mußt Du wissen, daß ich der Sphäre, in welcher sich jene wunderbare Schönheit bewegt, nicht angehöre, ja auch in der ungefähren Entfernung, in welcher ich wohl hoffen dürfte, ihr einmal zu begegnen, nur ein Geduldeter bin. Wenn ich Dir sage, daß der Verlobte Idalinens Graf Waldemar, dieser zukunftreiche, junge Staatsmann ist, dann wirst Du mir glauben, daß es Wahnsinn wäre, hier nur an die Möglichkeit irgend einer Berücksichtigung, geschweige einer Neigung zu denken.

Das muß ich Dir aber doch erzählen, daß ich sie in diesen Tagen wieder einmal flüchtig gesehen habe. Es ist mit dem beginnenden Herbst jetzt die Kunstausstellung eröffnet. Man kann hier gewiß sein, vor den Gemälden Menschen zu sehen, denen es Belehrung und Genuß gewährt, die Schönheiten eines Kunstwerkes wissenschaftlich zu zergliedern oder auch nur durch Instinkt als Laie zu empfinden, aber unendlich größer ist die Zahl jener Besucher, die als wandelnde lebende Bilder nur s i ch betrachten lassen wollen. Die Kunstausstellung ist das Stelldichein der schönen Welt. Ich sah Idalinen am Arm ihres Oheims. Sie hatte mich nicht bemerkt, und das war mir lieb, denn das Blut schoß mir auf die Wangen. Welche Thorheit! wirst Du sagen und doch konnt' ich meiner Bewegung nicht Meister werden. Der eingebildete Gemäldekenner, Graf Eberhard, tadelte jedes Bild. Alles war ihm verzeichnet, hier etwas zu kurz, da etwas zu lang. Keine Beleuchtung wollte ihm genügen, überall schienen ihm Licht und Schatten unrichtig vertheilt. Und dieses Gerede, weil es von einem besternten Herrn kam, nahmen die Anwesenden für Orakelsprüche. Zu jedem Bilde, das hier verfehlt war, hatte der Graf in seiner Galerie einen Pendant, wo man das Richtige treffen würde. Idaline löste sich von seinem Arm und betrachtete durch

ein Lorgnon mit ruhiger Gelassenheit die Bilder, die sie wenig zu interessiren schienen. Jene gedankenlose Zerstreuung, die mir schon früher an ihr aufgefallen war, schien sich ihrer heute mehr als je bemächtigt zu haben. Eine leichte Blässe hob ihre Schönheit nur noch reiner hervor. Sie schien es nicht zu bemerken, daß gruppenweise das anwesende Publikum ihr nachwallte, stehen blieb, wo sie stand, und jeden Blick auffing, der unter dem kleinen seidenen Hute nur zu erhaschen war. Einer dieser Blicke fiel auch auf mich. Ob sie wohl noch den nächtlichen Ruderer kannte, den ihr Stolz so kühl angelassen hatte? Wie sie mich sah, sah sie fort. Entweder kannte sie mich nicht, oder es mochte ihr unangenehm sein, mir wieder zu begegnen. Dafür hielt mich Graf Eberhard fest: „Sie haben meinen Rubens bezweifelt, Herr von Theobald, und nun frag' ich Sie, kann sich ein einziges dieser neuern Gemälde im Lichteffekt mit der Perle meiner Sammlung vergleichen? Ich will Ihnen nachweisen, daß jede der hier und da hervortretenden Schönheiten an diesen neuern Malern irgend einem alten Vorbilde entnommen ist, ein Nachweis, den ich selbst mit meiner kleinen Sammlung durchführen kann — drüben jener Fischerknabe ist gut gemalt, aber die Füße sind viel zu braun. Fischer stehen so oft im Wasser, daß man ihre Füße nicht sau-

der und rein genug malen kann. Besuchen Sie mich, ich zeige Ihnen einen Petri Fischfang, der unzweifelhaft ein Caracci ist. Sie sollen über das Incarnat der Fischerfüße erstaunen. Und so vermiß ich durchgängig das Charakteristische. Wie geht's Ihnen, Herr von Theobald?" Damit ließ er mich stehen und ging mit der großen grünen blechernen Gemäldebrille weiter. Dieses Wie geht's Ihnen? ohne eine Antwort abzuwarten! Georg, dies ist so ein Charakterzug aus dieser civilisirten Welt.

Natürlich hatte auch Idaline nichts für mich, kein Wort, keinen Gruß, nicht die Spur einer Erinnerung an einen Abend, der ihr wie tausend andere war, an dem ich armer, freudenarmer Mann noch wie an einem Almosen zehrte. Jetzt warf ich ihn auch überdrüssig hin. Und wie nun gar mit eilendem Schritt die hohe Gestalt des Grafen Waldemar durch die Säle schritt, am Ende der ölduftenden Räume seine Braut erreichte, zärtlich begrüßte, sie an den Arm nahm und Beide ein Herz und eine Seele schienen, da hätte es mich unwiderstehlich fortgezogen, wenn ich nicht noch einmal das Opfer der kunstgeschichtlichen Kritik des Grafen Eberhard hätte werden müssen. Er ließ mich nicht los. Er behauptete, das Resultat auch dieser Kunstausstellung wäre wieder ein so leeres, daß es ihn um so mehr

schmerze, unter den vielen Bewunderern seines Rubens nur mich zu vermissen. Ich muß Ihnen dieses Bild noch einmal zeigen, — sagte er — Idaline stand mit ihrem Verlobten dicht in der Nähe — besuchen Sie mich morgen früh um eilf Uhr in meiner Villa, ich häng' Ihnen das Bild so, daß Sie eine bessere Beleuchtung haben als neulich, und ich bin überzeugt, Sie bitten mir Ihre Blasphemie freundlich ab. Werden Sie kommen?

Um eilf, Herr Graf! sagt' ich lächelnd und entfernte mich.

Verurtheile mich nicht, lieber Freund, wenn ich Dir gestehe, daß es meine Absicht war, dem wunderlichen Mann abzuschreiben. Wir beklagen uns, daß es so viel Thorheiten in der Welt giebt, und bietet sich uns einmal eine Gelegenheit dazu, eine Thorheit gründlich zu bekämpfen, so sind wir zu schwach dazu. Freilich wirst Du mich der Schroffheit anklagen, Du wirst mir sagen, daß man es jenen Männern, die den Rubens für echt erklärten, nicht verdenken kann, weil sie dadurch in ihrer Laufbahn befördert worden sind, aber ich gestehe Dir, so viel Mitleiden ich mit solchen Wesen habe, die durch eine fixe Idee geisteskrank geworden sind, so sehr haff' ich diese fixen Ideen bei Geistesge=

funden. Sind es nicht Alles fixe Ideen, die sich gegenwärtig in die Herrschaft der Welt theilen und es dem Lichte so schwer machen, sich durch die Finsterniß Bahn zu brechen?

Dennoch bin ich gegangen, aber wer weiß, ob Du mich nicht noch mehr tadelst, wenn ich Dir den Grund sage, warum ich mich überwand. Nenne mich schwach, nenne mich eitel: ich ging um Idalinen. Wie, sagte eine Stimme in mir, wenn sie einen Morgenbesuch im Garten des Onkels machte, wenn sie doch ein Wort, ein Etwas, ein — leises, freundliches Lächeln nur für Dich hätte, und — lächle nicht, Georg, ich ging noch weiter. Als der Onkel so genau die Stunde bestimmte, wo ich ihn treffen würde, da war es mir, als wenn plötzlich in Idalinen eine Bewegung vorging. Ihre Lippen öffneten sich wie von einem leisen Schreck, ihr Auge nahm eine Glut an, die ich sonst in ihm nicht bemerkt hatte, es durchzuckte mich wie in einem überirdischen Einverständnisse mit einem Wesen höherer Art, ich konnte nicht schlafen, ich malte mir die Gedanken aus, daß sie wie von ungefähr beim Grafen erschiene, daß sich ein unterirdischer Weg zwischen uns Beiden hinzöge, ein Weg unter dem Strome des Lebens hindurch, ich malte mir aus, daß sie mich liebte, ging und — täuschte mich!

Der Oheim im Schlafrock, feierlich die Galerie aufschließend, hinschleichend über die grünen Fußteppiche, der falsche Rubens — keine Idaline!

Ich war geknickt und gab dem Alten Alles zu. Die Thränen standen mir in den Augen. Die Phantasie hatte ihr Spiel mit mir getrieben. Vergieb mir.

Ermiß nach diesen Schilderungen meine Stimmungen und rüste Dich, mich den Winter bei Dir aufzunehmen. Ich will Dir Deine Gedichte abschreiben."

4.

Theobald's Auge oder sein Herz hatte sich nicht getäuscht. Alle die Gedanken, die er nur als möglich träumt hatte, waren wirklich in Idalinen aufgegangen. Stundenlang hatten Pflicht und Liebe, Ueberlegung und Leidenschaft in ihr gekämpft. Wäre sie gegangen, vielleicht hätte sie dadurch ihre Aufregung geheilt. Da

sie aber blieb, bleiben zu müssen glaubte, so nahm die Sehnsucht, das Gefühl der Nichtbefriedigung nur um so heftiger und verlangender zu.

Wie sie zitterte, als sie unter den Gemälden plötzlich des Gegenstandes ihrer Träume ansichtig wurde! Theobald behauptete, nicht eine Miene ihres Antlitzes hätte gezuckt. Kurzsichtige Verblendung des sich selbst Mißtrauenden oder ungeheure Herrschaft der Bildung über sich selbst! Ist es möglich, daß zwei Wesen sich begegnen, von denen das eine vor Seligkeit zerschmilzt, das andere kaum in ihm eine Ahnung der leisesten Regung entdecken kann! Verdanken wir diese eisige Selbstbeherrschung unserer Bildung? Oder ist es die natürliche Mitgift des weiblichen Charakters? Oder ist es nur Idaline in ihrem trotzigen Sinne, ihrem starren Blick, ihrer marmorkalten Oberfläche?

Theobald hatte keine Ahnung von der elektrischen Umwandlung in Idalinens Brust. Er sprach, ohne zu wissen, wo sich das Echo seiner Worte siebenfach wiederholte. Heut erst konnte sie das klare Bild des Fremden in seine einzelnen Züge zerlegen. Theobald war kleiner als Waldemar, heller sein Haar, zarter sein Wuchs und Wesen. Waldemar's Auge war feuriger als Theobald's. Das überraschte sie, da doch Theo=

bald geistig über Waldemar stand. Sie hatte ihn lange erblickt, ehe er ihrer ansichtig wurde. Sein Auge hat etwas Mattes, etwas Verschleiertes, man sah keinen Gedanken transparent herausschimmern. Es ruhte, die Gedankenwelt in ihm schlummerte. Plötzlich aber, als er ihrer ansichtig wurde, entzündete sich der Blick. Es war nun ein Anderer, sie fühlte dies wohl, sie sah wohl die leise Röthe, die seine bleiche Wange überflog. Jeden Augenblick versuchte sie, ihn anzureden, aber kein Satz wollte sich formen, keiner so weihevoll klingen, wie sie ihn, ohne sich zu verrathen, hätte aussprechen mögen. O wie nüchtern sich das Alles machte, was sie dem Fremden für seine an jenem Abend bewiesene Gefälligkeit hätte sagen können! Sie sagte nichts aus Liebe, Theobald hielt sie für stumm aus Stolz.

Um eilf Uhr beim Onkel! War es nicht wie ein Stelldichein, das ein unsichtbarer Genius ansagte? Waldemar fühlte ihren Arm zittern: Sind Sie unwohl? fragte er seine Braut. Der frische Oelgeruch, sagte sie und stieg in ihren Wagen. Sie hatte Theobald schon vorher gehen sehen.

Am folgenden Morgen gab sie Befehl, anzuspannen, in aller Frühe, schon um halb eilf Uhr. Sie

wollte fort. Wohin? Zum Onkel? Sie wagte nicht, es sich zu gestehen. Sie war in voller Toilette. Die Brust wollte ihr zerspringen vor fremdartigster Aufregung. Sie eilte in den Garten, sie brach Blumen, die sie zerknitterte. Sie sprach mit dem Gärtner, sie zeigte Antheil an Dingen, die ihr sonst entschieden fremd waren. Da schlug es dreiviertel auf eilf! Der Wagen fuhr eben aus dem Hofe vor das Portal des Hauses. Um sein Rollen nicht zu hören, trat sie in die Treibhäuser ein und suchte Zerstreuung. Da waren jene wunderbaren Orchideen, jene südamerikanischen Schlingpflanzen, die ohne Erde, in der Luft wachsen, ihre Wurzeln hinlegen, wo sie einen festen Gegenstand finden und in ihren Verschlingungen und Verrankungen fast ein animalisches Leben zu verrathen scheinen. Diesen Orchideen verglich sie ihre Liebe. Sie hatte keine Erde, auf der sie einwurzelte, eine Luftpflanze, hängend in phantastischer Leere, ohne andere Anknüpfung als an das Unbestimmte, Schwebende. Sie brach eine der Blüten ab und erschrak, draußen den Jäger zu finden, der ihr den vorgefahrenen Wagen meldete. Noch zehn, noch fünf Minuten! Sie malte sich die Scene jenes scheinbar zufälligen Begegnens beim Onkel aus. Du könntest mit ihm reden, zum ersten Male Dich ihm wie ein Wesen von Gefühl, ja nur wie ein Wesen,

das mit Sprache begabt ist, zeigen. Da schlug es eilf. Sie winkte dem Jäger zu folgen. Sie durchschritt entschlossen die Boskette und Alleen, hatte schon die Thür des Gartensalons in der Hand, der in ihre Zimmer und von dort an den Eingang des Hauses, wo der Wagen harrte, führte — da verließ sie wieder der Muth, sie blieb stehen, raffte sich zu dem Entschlusse zusammen, den Wagen abzusagen, und sank, als der Jäger ging, auf einen der Divans, die rings an den Wänden des Gartensalons standen, mit weinendem Auge nieder.

Den Tag über blieb Idaline zurückgezogen. Am Abend ließ sie sich einen Augenblick sehen. Wie absorbirt du bist! sagte die Mutter. Absorbirt! Idaline trug zwar nicht den Tod im Herzen, aber doch war eine erschütternde Umwälzung in ihr vorgegangen. Die Gesellschaft fand ihre leidende Miene natürlich, denn in einigen Tagen sollte die Vermählung sein. Es war ungefähr drei Tage vor dieser feierlichen Handlung, daß bei Tafel der Graf Eberhard sich folgendermaßen zu äußern beliebte:

Ich fange an, wieder zu unserer Jugend Vertrauen zu gewinnen. Der frühere hartnäckige Widerspruchsgeist verläßt sie. Der Grund, lieber Schwager (er wandte sich an Idalinens Vater), warum ich dir den

Herrn von Theobald zur Beförderung vorschlug, ist die wirkliche Ueberzeugung, daß dieser einst so mißleitete junge Mann sich ernstlich gebessert hat. In einer fünfjährigen gezwungenen Einsamkeit kühlen sich die Phantasien ab. Konnt' ich ihn wohl früher bewegen, mir die Echtheit meines Rubens einzuräumen? Vor einiger Zeit war er bei mir, ich führte ihn alle Beweise für den unverfälschten Ursprung meiner vorzüglichsten Bilder an, er widersprach nicht mehr. Er sah bald auf mich, bald auf das Bild, bald auf die Thür, bald auf den See und war so verlegen, mir seine frühere Unart einzugestehen, daß ich mich aufrichtig mit ihm versöhnt habe und nun auch glaube, daß man ihm wohl eine Stellung geben könnte, die der geachtete Name seiner Familie verdient. War er bei dir?

Gestern, sagte Idalinens Vater, während sie nach der Glut, die erst ihre Wangen übergoß, sich jetzt plötzlich entfärbte.

Man aß Fische. Der Vater hatte Gelegenheit, nach seinem „Gestern" eine gravitätische Pause zu machen.

Wie fandest du ihn? fragte der Schwager.

Unbrauchbar! war die Antwort. Idaline mußte nach Etwas fassen, so zornig wallte es in ihr auf.

Was kann, fuhr der Vater fort, was kann die Verwaltung mit Männern beginnen, die selbst das Un-

glück nicht gewitzigt hat? Ich nahm den Mann, der dem Staat so viel Aerger verursacht hat, deiner Empfehlung wegen wie ein Freund auf. Da ich in der Frühe meinen Brunnen trinke, so nahm ich ihn an der Hand und sagte: Herr von Theobald, kommen Sie hinunter in den Garten. Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Ich führte ihn durch die Zimmer, zeigte ihm einige Gemälde, unter andern die Portraits der Familie. Er fand sie sehr gelungen, mich sogar in Wirklichkeit jünger als im Bilde, was sich hören läßt. Vor deinem Bilde, Idaline, verweilte er mir zu lange —

Der Vater kam in's Husten und die Mutter bat ihn, sich vor Gräten in Acht zu nehmen. Idalinen war zu Muth, als sollte sie entschweben. Er in ihrer Nähe, vor ihrem Bilde! Sie kam sich wie ein Luftwesen vor.

Die Excellenz fuhr fort: Von der offenstehenden Thür des Gartensalons kam ein heftiger Zugwind. Ich mochte mich meines Rheumatismus wegen nicht aufhalten, ihn über jedes Bild zu befragen. Herr v. Theobald, begann ich im Garten, es wird zu meinen ersten Verdiensten, die ich mir um den Staat erworben habe, gerechnet, daß ich die Gefahr entdeckte, die dem

alten bewährten Patrimonialstaate von Ideen drohte, zu welchen auch Sie sich mit einer Leidenschaft bekannten, die eines Adligen doppelt unwürdig war. Jacob, der mit dem Brunnen folgte, schenkte mir das erste Glas. Was bekam ich zur Antwort: „Ich bin nicht freisinniger als Friedrich der Große, und Friedrich war ein König!“ Ich gestehe, lieber Schwager, daß ich einen solchen lächerlichen Widerspruch, schon so früh Morgens, während ich den Brunnen trinke, nur um deinetwillen ertragen habe. Der junge Mann heftete mit gleichgültiger Kälte seinen Blick auf die Fenster des Hauses zurück. Eben wurden bei dir, Idaline, die Vorhänge aufgezogen. Ich fürchtete eine üble Wirkung meiner Kur und zwang mich zur Ruhe und Nachsicht. Während ich Friedrich's Zeit und die unsrige verglich, schenkte mir Jacob das zweite Glas ein. Sie wünschen angestellt zu sein, fuhr ich fort; im Postfach ist ein hübsches Aemtchen erledigt. Um's Himmels willen, fiel er mir in's Wort, so lange unsere Postbeamten Uniformen wie Bediente tragen, nimmermehr! Ich war außer mir. Die Wirkung meiner Kur schien für heute verloren. Ein Glück, daß ich in der Nähe des Pavillons war und ihm mit stummer Handbewegung winken konnte, einzutreten. Ich bedurfte eines Sessels, um mich zu erholen. Jacob

wollte mir das dritte Glas einschenken, ich mußte es aber noch refusiren, weil ich erst einer etwas freiern Stimmung bedurfte. Um mich zu zerstreuen, sagt' ich: Die Ausschmückung dieses kleinen Pavillons ist das Werk meiner Tochter. Die Glasmalerei an den Fenstern schenkte der Sohn des Finanzministers, Graf Waldemar, ihr Verlobter. Es sind wirklich echte Malereien aus den säcularisirten Klöstern, deren Ertrag bekanntlich großentheils zu unsern vortrefflichen Chausseebauten verwandt wurde. Kennen Sie Graf Waldemar? Ein schöner Mann, nicht wahr? Ich hielt ihm meine Dose hin, auf deren Deckel mein Schwiegersohn so unnachahmlich wahr in Miniatur gemalt worden ist. Ich trank jetzt das dritte Glas, denn es war mir erfreulich, daß er wenigstens dem Grafen seine Verdienste ließ. Ich schlage Sie dem Grafen als Hülfsarbeiter in seinem Bureau vor, sagt' ich. Er schüttelte den Kopf. Ich lasse Ihnen eine vorläufige Summe anweisen, bis Sie irgendwo eingeschoben werden können? Er hörte kaum. Sein Auge streifte gedankenlos in dem Pavillon umher. Ich trinke jetzt nur noch drei Gläser des Morgens. Die Zeit, die ich ihm widmen konnte, war abgelaufen. Ich stand auf, er strich wie mechanisch die Haare seines Hutes glatt, murmelte etwas von Vergebung, Nachsicht mit

einem Manne, der in der Blüthe seiner Jugend die eisige Hand des Schicksals — Ideale — verfehlte Anknüpfung an's Leben — Er rührte mich, ich gab ihm mit Wohlwollen die Hand und nahm mir vor, nächstens über ihn mit dem Fürsten zu sprechen. Da bekam ich heute von ihm einen Brief. Um dir zu zeigen, Schwager, daß ich auf deine Empfehlungen etwas gebe, will ich ihn dir vorlesen. Jacob! die Lichter! Lies du ihn, Idaline!

Eine grausamere Wendung konnte wohl diese Erzählung nicht nehmen. Hatte Idaline Mühe gehabt, schon während ihres Verlaufes die innere Aufregung zu verbergen, so brach ihre Fassung vollends zusammen, schon da sich die Schlußpointe der Erzählung auf *sie* richtete. Ich? entfuhr es ihr mit einem sichtlichen Erschrecken. Sie hätte die Vorlesung zurückweisen können, da man ihre befehlenden Launen gewohnt war; aber nun hatte sie selbst ein Verlangen, die Züge dieser Hand zu sehen, den Duft eines Gegenstandes einzuathmen, der seinem äußern und innern Menschen so nahe gewesen war. Zitternd nahm sie das Papier, entfaltete es, betrachtete mit einem Gemisch von Wehmuth und überwältigender Wonne die überaus kleinen zierlichen Buchstaben und las mit Weglassung der Anrede:

„Ew. Excellenz werden einem zwar in vielen Dingen schon abgestorbenen, in manchen aber doch noch jugendlichen Sinne einräumen, daß seine Entschlüsse noch in schneller Aufeinanderfolge abwechseln, seine Plane voll herber Einschnitte, seine Bahnen voll schroffer Abstürze sind. Ich habe mich auf einem Irrthum entdeckt. Ich hielt früher den Staat für das Gliederwerk, den anatomischen Organismus, den Knochenbau und das Muskelgewebe eines Volkes und glaubte mich dem Staate so verwandt wie meinem Volke. Jetzt aber ist es mir klar geworden, daß der Staat ein für sich bestehender Körper ist, die Verwaltung ein Bund gleichartiger Verbrüderung, in welchen nur Diejenigen eintreten dürfen, welche das mystische Zeichen, das Siegel einer vollkommenen Uebereinstimmung haben. Ich dachte mir früher den Staat weiter und muß es nun sogar billigen, daß er eng ist und seine Glieder zusammenhält. Ist es mir nun bei meiner, von dem Glauben dieses engen Staates vielfach abweichenden Gesinnung unmöglich, mich in diese Gliederung mit reinem Gewissen einzufügen, so entsage ich gern dem Gedanken einer Wirksamkeit für das Allgemeine, bitte, mich von der Liste der Expectanten, aber nicht aus Ihrem wohlwollenden Gedächtniß auszulöschen, und erlaube mir, indem ich aus dieser für

mich fremden Welt, aus den Kreisen der Residenz ausscheide, in der Ferne — — —"

Idaline schwieg. Weiter reichte die Kraft ihrer Stimme, die Fassung ihres Herzens nicht. Sie raffte die letzten Hülfsmittel der Verstellung zusammen, schützte ein plötzliches heftiges Kopfweh vor, erhob sich und ging auf ihr Zimmer, um sich ungehindert und frei Empfindungen zu überlassen, die früher ihrem Herzen so fremd waren wie Thränen ihrem Auge.

Das Wetter hatte sich umgeworfen. Früh brach der Herbst herein. Der Regen schlug in heftigen Strömen an die hohen Fenster, von denen herab der Blick in den vom Wind durchfegten und aufgewühlten Garten nur ein erkältendes Schauspiel bot. Fröstelnd drückte sich Idaline in eine Ecke ihres Sophas. Ihr Blick fiel auf die Uhr über dem Kamin, der bald seine winterliche Bestimmung erfüllen sollte. Die Uhr von Alabaster zeigte frei den hin und her schwingenden Pendel. Noch nie hatte sie dies ernste Spiel der Stunde so erschüttert, dieses Hin und Her der ablaufenden Zeit so geängstigt. Mit jeder Schwingung ging ein unwiderbringlicher Moment des Lebens verloren. Mit jedem Pulsschlage der Uhr zählte sie einen Pulsschlag ihres Herzens weniger. Sie hüllte sich ein

in den erwärmenden Shawl und sah mit starrem Auge in eine dunkle Ecke des Zimmers. Und warum? seufzte sie. Warum ein Sklave der Nothwendigkeit, warum nicht frei und selbstbestimmt? Warum folgen der Bahn, die vorgezeichnet wurde vom gedankenlosen Zufall, vom Zufall, der mein Herz nicht fragte? Warum gehorchen, wo ein einziges Wort meines Mundes entscheiden könnte?

Es strömte ihr mit dieser Gedankenreihe eine ganz neue sonderbare Lebenskraft zu. Es waren Geister, deren Dasein sie aus den leidenschaftlichen Dichtungen der Literatur kannte, diese Geister der Freiheit und Selbstbestimmung. Sie hatte an ihrem wirklichen Dasein in der Brust eines tugendhaften Weibes gezweifelt, jetzt fühlte sie mit überwältigendem Feuer, daß es Geister gebe, die uns den Muth einflößen, dem vorgezirkelten Leben Trotz zu bieten. Sie gedachte des nun seit Wochen Erlebten. Sie gedachte der stufenweisen Aufnahme eines ihr so neuen, schmerzlich-seligen Elementes. Der Mann, den sie liebte, stand vor ihr da mit einem so unendlichen Bedürfniß nach Liebe, die Arme ausstreckend nach Liebe, so hingestellt wie ein Räthsel, das seiner Lösung harrt, wie eine verzauberte Erscheinung, deren Bann nur *sie* allein zu zerstören verstünde. Sie bebte vor seinem Schicksal.

Sie erröthete für Die, die ihm einst seine Freiheit genommen hatten und die ihr so nahe standen. Sie gedachte einer fünfjährigen Einsamkeit ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Sie prüfte nicht, ob Theobald für Wahrheiten oder Irrthümer gelitten, sie sah nur sein Leiden, nur die Größe und Reinheit seines Bewußtseins. Und diese Gedanken, geistige Anschauungen dieser Art, wie waren ihr diese früher so fremd gewesen? Wo hatte sie sich je in ein menschliches Herz verloren, vertieft in die Brust eines Andern, versenkt in fremde Schmerzen! Das war ihr nie geschehen. Und nun mußt' es ihr geschehen bei einem Fall, an dem sie so allgewaltig betheiligt war. Theobald war ihr verloren. Wer giebt mir Ersatz für mein Leben! rief es in ihr mit stürmischem Muthe. Wer ist mir das, was mir der Verlorne wäre? Es war ihr, als hätte sie Stunden der befreundetsten Innigkeit mit Dem verlebt, der noch nicht ein Wort von ihren Lippen gehört hatte. Wie an ihr Leben ging es ihr, Etwas aufgeben zu müssen, von dem sie sich gestehen mußte, daß sie es nur in der Einbildung besaß. Und doch hatte sie's so fest, sie wußte, daß sie es auf ewig besitzen und auf ewig verlieren konnte, und dies Bewußtsein, die felsenfeste Gewißheit, gab ihr eine Fassung, einen Muth, daß sie die Feder er-

griff und mit zitternden Händen folgende Worte auf's Papier warf:

„Wo kam die Wolke her, die Dich brachte? Wo geht die Wolke hin, die Dich nimmt? Trägst Du nicht den Ring der Liebe an Deinem Finger? Warum verschwimmst Du, Nebelgestalt, und nimmst die Braut nicht mit in Dein feuchtes Element? Eine Krone trugst Du auf dem Haupte, Du nächtlicher Schiffer, wie konnt' ich zu Dir aufblicken? das Siegel der Weisheit brannte an Deiner Hand, wie konnt' ich küssen? In den feuchten Widerschein des gestirnten Himmels blickt' ich, nieder sah ich auf die stillflutende Woge, die Dein Bild mit zitternder Bewegung auffing, und hinunter in den kühlen See reicht' ich Dir den Ring, der vom Finger glitt, als zögen ihn Dämonen und holdselige Engel der Liebe."

„Dein war ich, Dein bin ich. Stumm hab ich's Dir gesagt und lebend kann ich's nicht redender sagen. Fühltest Du nichts von der Glut, die mich durchloderte, als ich Dich wiedersah? Konnte kein Blick des Auges, der auf Dich fiel, Dein Innres zünden und Dich glauben lehren an meine Liebe? Und war ich auch Dir die marmorne Idaline, die ich nicht mehr bin, das kalte Eisgebild, das Du geschmolzen hast?"

„Ich denke der Zeit, da ich Dich nicht kannte. Nur einmal schwand seitdem der Mond und es ist mir, als wären Jahre verronnen. Bewußtlos schlummert' ich im Glück. Das Leben war mir ein ewiger Frühling mit buntfarbigen, aber duftlosen Blumen. So steil schwebte die Sonne in ewiger Unbeweglichkeit über mir, daß mir die Erde keinen Schatten warf. Mein Herz war nicht böse, aber auch nicht gut. Mein Herz war eine Knospe, verschlossen, von rauhen, gestachelten Blättern geschützt. Die Welt war für mich voller Freuden, von denen mich wenige überraschten, keine befriedigte. Mein größtes Glück war jene satte Trägheit, die die Welt Stolz nannte. Wär das Stolz gewesen! Stolz ist doch Leidenschaft. Aber die Leidenschaft war mir fremd, fremd wie die Liebe."

„Geliebter! was ist Liebe? Liebe ist Gehorsam, Demuth, Vernichtung. Nichts sein in sich, Alles im Andern. Durch ihn leben, durch ihn empfinden, für ihn leben, für ihn empfinden. Fodere von mir! Verlange! Verlange! Verlange ein Opfer! Nahe mir als Sieger, ich küsse meine Ketten! Lehre mich beten in Deinem Glauben! Verzagen will ich wie Du, zweifeln wie Du, leben und sterben wie Du!"

„Der Name ist das Echo des Charakters. Theobald! Es klingt wie ein sanft verrollendes Gewit-

ter, wie der schmerzliche Nachhall der Ergebung, wenn eine edle That gescheitert. Ich weiß, wie Du gerungen, ich weiß, was Du verloren! Und so vor den Trauernden hintreten zu können, ihm zu sagen: „Richte Dein Haupt auf, sieh, ich theile Deine Schmerzen, ich weine Deine Thränen —“ o daß ich es dürfte! Daß ich, die kühne That des Weibes entschuldigend, Dir zurufen könnte: Den wahrhaft heilenden Trost sucht man nicht: man findet ihn.“

„Und darf ich mich nicht in den Weg werfen, daß Du mich findest? Darf ich mein Schweigen, diese Sprache der Engel, nicht übertragen in die Sprache der Menschen und Dir sagen: Du wirst geliebt! Ein Wesen greift in die Speichen Deines Rads. Darf es Dir nicht zurufen: Halt, zerschmettre mich nicht! Wo ist es mir denn wohl, als im Gedanken an Dich? Wo leb' ich denn, als im Geist an Deiner Hand? Wer lehrt mich denn die Welt verstehen, die Erde genießen, den Himmel erwarten, als Du? Du mein Herr und Meister, Du mein Gewissen, und Dir nicht wahr? Hierbleiben in dieser Welt der Lüge und Dich hingehen lassen, Dich scheiden, sorglos, unwissend, nicht ahnend Dein Eigenthum? Nein, ihr Pulse, strömt aus in Wahrheit! Herz, sprenge Deine Riegel, sei

Liebe, Liebe und gieb Dich liebend Deinem König, anbetend Deinem Gotte!“

Als Idaline diesen Hymnus geschrieben hatte, warf sie sich auf ihr Lager und entschlief. Am Morgen erwachte sie spät. Sie nahm den Brief aus ihrem Portefeuille, las ihn noch einmal mit lächelndem Schmerz, mit thränendem Auge. Ihre Mutter kam und sprach von der Vermählung. Sie schauderte. Sie wollte reden, aber Alles erstarb ihr auf den Lippen. Schon wogten die lärmenden Vorbereitungen des morgenden Tages um sie her, Gäste kamen und gingen, Glückwünsche flatterten in hundert Formen an sie heran, sie hatte keine Zeit mehr, einen klaren Willen in sich auszubilden. Wohl ward der Brief zusammengefaltet, aber ein Versteck ihres Schreibtisches barg ihn. Der Tag der Vermählung war da. Mechanisch gab sie sich den geschäftigen Händen hin, die sie ausschmückten. Mitten in diesen Zurüstungen schrie sie einmal plötzlich auf, rannte an ihren Schreibtisch, wollte klingeln und Alles unmöglich machen, was heute mit ihr vorgehen sollte — eine Stunde darauf war Idaline Gräfin Waldemar.

5.

Das Residenzleben eines größern Staates ist nicht ohne mannichfache Abwechselung. Eine Anekdote verdrängt die andre. Früher sehr lebhafte Gruppen verstummen plötzlich, gesuchte und gefeierte Persönlichkeiten treten in den Hintergrund. Selten daß sich eine Erscheinung auf die Länge zu behaupten weiß. Die Gräfin Waldemar gehörte zu denen, welche vielleicht Ursache gehabt hätten, sich über die flüchtige Gunst des Augenblickes zu beklagen. Gewiß hätte sie es gethan, wenn sie wäre verdrängt worden. Aber sie wurde nicht verdrängt, sie stellte sich nur selbst in den Schatten. Noch immer beschäftigte sie die Welt, wenn auch in andrer Art als früher.

Welchen Umständen, fragte man in einer Gesellschaft, soll man die merkwürdige Umwandlung dieser Frau zuschreiben.

Welche Umwandlung? hieß es. Ist sie nicht schön wie früher?

Sie mag noch schöner sein als früher. Ich ziehe diese Blässe, diese Verklärung vor. Idaline war eine Schönheit, die auffiel, weil sie nicht wußte, daß sie schön war. Die Gräfin Waldemar weiß es, daß sie schön ist, und zieht sich zurück.

Es müssen Familienverhältnisse sein, die ihr diese Veränderung des Charakters zugezogen haben.

Das glaub' ich nicht. Warum Familienverhältnisse? Ich behaupte, daß diese Frau als Mädchen keinen Charakter gehabt hat.

Sie setzen es also auf Rechnung der Ehe, wenn eine Frau erst durch sie über sich in's Klare kommt?

Die Ehe? Möglich. Doch muß die Ehe in diesem Fall mit besondern Umständen verknüpft sein. Ich vermisse diese an der Ehe des Grafen Waldemar.

Sie ist glücklich.

Man darf es wenigstens glauben, wenn man die Gräfin an seinem Arme sieht —

Und wenn man erwägt, daß die Welt dieser Ehe nichts nachzureden hat —

Auch das! Nun, eine glückliche Ehe macht diese Umwandlung nicht. In einer sogenannten glücklichen Ehe setzt die Frau nur den Charakter und die Ansprüche des Mädchens fort. Hier aber ist eine große Veränderung vorgegangen.

Eine Dame mischte sich in das Gespräch und sagte: Daß die Welt sich doch über das Natürliche immer mehr wundert als über das Unnatürliche! Eine Erscheinung nach der Regel befremdet Euch mehr als die Ausnahme. Idaline stand mir nahe genug, um sie als Gräfin Waldemar ganz zu begreifen. Man nannte sie einst kalt und herzlos. Ob mit Recht, hab' ich freilich nicht ganz ergründen können, ebenso wenig, ob sie verdient, jetzt von diesen Vorwürfen freigesprochen zu werden. Vor allen Dingen ist sie Frau geworden, Trägerin eines bedeutenden Namens, Vorstand eines verzweigten, auf größten Fuß angelegten Hauswesens. Ihr Männer besucht Bälle und Gesellschaften, aber Ihr wißt nicht, welche Vorbereitungen dazu gehören, Euch das Geständniß abzuzwingen: Wir haben uns amusirt! Mag ein solches Haus auch noch so gegliedert, die Mechanik der Dienstboten noch so kunstvoll sein, es bedarf einer nie ermüdenden Sorgfalt, einer unablässigen Anspannung, um mit ruhigem Gewissen des Abends die Kerzen anzünden und die Flügelthüren öffnen zu können. Wenn Ihr anfangt zu genießen, dann sinkt die Frau vom Hause erschöpft in den Sessel. Kein Wunder, wenn sie den Eintretenden leidender scheint und Eure faden Begrüßungen nicht immer mit witzigen Pointen beantwortet.

Die Sprecherin erntete ein einstimmiges Bravo, Bravissimo! Die Herren verfehlten nicht, für das erhaltene Compliment so viel Ironie in diesen Beifall zu legen, als sie nur aufbringen konnten, um nicht zu verrathen, daß sie sich ernstlich getroffen fühlten.

Indem wir dahingestellt sein lassen, ob diese verschiedenen Wege, um Idalinens Herz zu ergründen, zum wahren Ziele führten, darüber konnte kein Zweifel herrschen, daß die einst so stolze, unzugängliche und im Allgemeinen unbeliebte Tochter des Ministers in der Ehe kaum wiederzuerkennen war. Ohne grade an Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gewonnen zu haben, hatte sie doch ganz jene eisige Sprödigkeit von früher verlassen. Auffallend, wie früher, hatte ihre Schönheit doch einen andern Ausdruck angenommen. Man staunte sie nicht mehr so an, dafür bezauberte sie mehr. Eine ihr ganz fremd gewesene Anmuth war über ihr Wesen hingehaucht, eine Anmuth, die nicht blos in der Oberfläche lag, sondern in's Herz zu dringen schien und ihrem gesellschaftlichen Benehmen einen eignen Ausdruck von Wohlwollen gab. Dem Menschenkenner hätte nicht entgehen können, daß dies Wohlwollen gegen Andere aus der Ergebenheit in sich selbst entsprang. Nur Dem öffnet sich das Ohr für die Welt, der mit sich selbst abgeschlossen hat.

Idaline gehörte nach wie vor den höchsten Kreisen der Gesellschaft an. Zwar war ihr Vater das Opfer einer friedlichen und dennoch sehr tief greifenden Veränderung im politischen System geworden. Man hatte für gut befunden, gewisse Namen, die zu lange den Wünschen und Bedürfnissen einer jungen Zeit Widerstand geleistet hatten, jetzt, da diese Wünsche immer lauter, die Bedürfnisse immer dringender wurden, zu entfernen. Vater und Oheim lebten in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. Dafür war aber eine neue Generation den Geschäften näher getreten. Nicht etwa jene, welcher Theobald und sein Freund, der dichtende Landpfarrer, angehörten, sondern ein junger Adelsnachwuchs, der sich, wenn auch zum überwiegenden Vortheil des Bestehenden, doch nach einem zeitgemäßen Schnitte gebildet hatte. An der Spitze dieser Richtung stand Graf Waldemar. Er erhielt das Portefeuille, das sein Schwiegervater niederlegte.

Von Geschäften überhäuft, blieb ihm allerdings wenig Zeit, sich seiner Gattin zu widmen. Doch jede Minute, die er sich abdarben konnte, gehörte ihr. Sie erschrak oft, sich gestehen zu müssen, daß sie in Waldemar einen Mann gefunden hatte, der ihr vor der Ehe völlig fremd war. Sie empfand ein eignes ängstliches Gefühl, wenn sich ihr die Ueberzeugung auf-

drängte, daß Waldemar der Liebe eines Weibes im höchsten Grade würdig war. Er war eine edle, sittliche, aufopfernde Natur, die sich mit einer Natürlichkeit gab, die sie an ihm bewundern mußte. Es ist ein großer Trost für die Menschheit, daß sie überwiegend gut ist, aber die Mehrzahl macht von ihrer Güte auch viel Lärm. Die Edeln wollen auch stets als edel erkannt sein und drängen uns ihre Tugenden mit einer Zuversichtlichkeit auf, die ihren Tugenden wenn auch nicht von den völligen Werth, doch den geselligen Reiz benimmt. Waldemar war ein so im ruhigen Gleichgewicht schwebender Charakter, der es Jedermann frei stellte, ihn zu beurtheilen, wie es ihm beliebte. Auch vor Idalinen riß er sich nie die Brust auf, fingerzeigte nie auf seinen anerkannten Werth, sondern sie war es selbst, die sich nach und nach die Züge des moralischen Lichtbildes ihres Gatten auffangen mußte. Sie glaubte nicht, daß an ihm Alles gut war, aber sie bezweifelte es auch nicht, sie entdeckte seine Güte erst durch Zufall. Es lag ein starkes Band in dieser Entdeckung: das Band des Gehorsams, der beschämten Bewunderung. Ob dieser Gehorsam jener Gehorsam war, den sie früher Liebe genannt hatte? Hier mögen wohl die Räthsel in Idalinens Brust beginnen, Räthsel für uns und Räthsel für sie selbst.

Idaline hatte sich keineswegs so verändert, wie es der Welt scheinen wollte. Mit einer musikalischen Bezeichnung möchte man sagen, das Thema ihres Wesens war dasselbe geblieben, nur mit dem Unterschied, daß es früher in Dur, jetzt in Moll gesetzt war. Zeigte sie früher den Indifferentismus des Stolzes und des Glückes, der seinen wahren Grund in einer nicht geweckten Innerlichkeit, in einem schlummernden, trägen Bewußtsein hatte, so zeigte sie jetzt den Indifferentismus der Demuth und Ergebung, der freilich aus dem andern Grunde entstand, keine Innerlichkeit, kein sich Rede stehendes Bewußtsein haben zu wollen. Sie floh die Einsamkeit, sie floh das Nachdenken. Sie wies jede tiefere Erörterung von Fragen ab, die sie auf einen unsichern Grund und Boden führen konnten. Sie fuhr mit gesenktem Haupte wie in einem steuerlosen Kahne über die Wellen des Lebens hin, unbekümmert, wohin sie das Fahrzeug bringen würde. Es war ein Zustand der Flucht vor sich selbst. Sie lebte in den Andern, weil sie erschrak, in sich selbst zu leben. Und das machte sie weich, gut, nachgiebig, leutselig und erwarb ihr Herzen, ohne daß sie wußte, was sie mit diesen Herzen, mit dieser fremden Liebe beginnen sollte.

Waldemar betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Es

war ihm nicht fremd, welch eine seltsame Veränderung hier vorgegangen. Es machte ihm nachdenkliche Augenblicke, über den Grund dieser Erscheinung in's Reine zu kommen. Er wußte, wie wenig er in Idalinen geheirathet hatte, er erstaunte, was er jetzt in ihr fand. Steigerte diese Ueberraschung seine Liebe, erhöhte sie ihm das Glück eines solchen Besitzes, so reizte es doch seine Neugier, sich in Idalinens Herz zu vertiefen, sie auszukundschaften, sie von sich, ihm gegenüber, reden zu machen. Sie wich seinen Fragen aus. Sie bat ihn, sie so zu nehmen, wie sie jetzt wäre, und je kleinlicher ihr diese Erklärungen zu sein schienen, desto mehr reizte es ihn, sie um die Geschichte ihres Herzens zu bitten.

Unbekümmert hätte sie ihm sagen können: Als ich am Altare stand, glaubt' ich, Himmel und Erde müßten untergehen. Ich liebte dich nicht. Das Ja! war als gesprochen angenommen, auch ohne daß ich mehr gethan, als nur leise die Lippen bewegen. Nach diesem Ja! geführt an den neuen häuslichen Herd, angewiesen auf ein urplötzlich neues Leben, wird eine Frau so sehr dem starken Willen des Mannes unterthan, daß ihr die Wurzeln der eignen Kraft locker werden und sie in einen dämmernden Zustand geräth, der sich zuletzt aufklärt und lichtet und wohl das sein mag, was Ihr Männer Liebe nennt!

Auch sagte sie das einst und Waldemar nahm es hin, um lange darüber nachzudenken. Es verging wohl ein Jahr, daß er sich mit diesem Geständniß vollkommen beruhigte, dann fiel ihm wieder ein dichter Schleier auf die Augen. Sie duldete seine Zärtlichkeiten, aber sie erwiderte sie nicht. Die Rücksicht auf seine Familie gebot ihm, einem Gedanken nachzuhängen, für dessen Verwirklichung sich keine Aussichten boten. Er hätte gern einen Erben seines altberühmten Namens gehabt, ja die Vorstellung, einen solchen vielleicht nie haben zu sollen, beunruhigte und verstimmte ihn. Er glaubte, daß Luftveränderungen und Reisen belebend auf Idalinen wirken würden. Sie griff diese Vorschläge zwar nicht mit Lebhaftigkeit, aber doch mit zufriedener Uebereinstimmung auf. Reisen wir! sagte sie. Waldemar befreite sich auf längere Zeit von der Last seines ernsten Berufes. Sie reisten. Nichts führt inniger zusammen als der gemeinschaftliche Anblick fremder Gegenden. In den hundert kleinen Sorgen, die auf Reisen den Muth des Mannes, seinen praktischen Eifer und Schutz in Anspruch nehmen, liegt ein großer Zauber für die Frau. So manche Ehe befestigte sich erst durch eine Reise. Und die Gewohnheit, gleich nach der Hochzeit eine Reise anzutreten, wäre aus diesem Grunde gewiß immer zu billigen, wenn nicht auf eine solche Ueber-

flitterung der Flitterwochen nothwendig eine Abspannung folgen müßte, ein Verlangen, die flüchtigen Reize und Abwechselungen des Reiselebens in der Ehe für immer und auch am häuslichen Herde haben zu wollen.

Auch für Idaline schien der Erfolg ein günstiger zu sein. Waldemar konnte auf und nach der Reise Augenblicke erleben, wo ihm seine Gattin sagte: Welch ein Glück, wenn ein Anderer für uns einsteht und wir nicht nöthig haben, uns selber anzugehören! Wie nervig fassest du die Zügel des Lebens! Während du die wilden Rosse bändigst, sitz' ich dir zur Seite und ducke mich schüchtern unter deine Schultern! Dein Mantel birgt mich und ich denke mir: Macht' er mich doch unsichtbar und trüge mich, wie das Kind eines Zauberers, über Länder und Meere!

Und Meere? sagte Waldemar scherzend. Ich wünschte wohl, mein Mantel hätte die Kraft, dir die Furcht vor dem Wasser zu nehmen. Den Rhein siehst du von den Ufern an und England wirst du unter diesen Umständen nie kennen lernen. Seit wann schreckt dich das Wasser so?

Idaline erblaßte. Vor einem Jahr noch würde sie auf diese Frage erglüht sein.

Idiosinkrasie! sagte sie kaum hörbar.

Du hattest sie aber früher nicht, fuhr Waldemar fort. Wan fuhrst du zum letzten Mal auf dem Wasser? Ich entsinne mich, nach einem Abend beim Onkel, dem ich nicht beiwohnen konnte. Ein Herr von Theobald führte deinen Nachen.

Fast wär' ihr die Frage von den Lippen geglitten: Wo ist er? Wo weilt er jetzt?

Waldemar ging scherzend. Sie aber blieb, mit ihrem Dorn im Herzen zurück. Ob dieser Dorn ewig bleiben wird? fragte sie sich. Ob ich es mir, ob ich es dem edelsten Gatten nicht schuldig bin, ihm zu sagen, was zwischen mir und ihm gelegen? Ob die innere Unruhe, diese still nagenden Qualen nicht schwinden werden, wenn ich jetzt wahrer bin, als ich es früher war? Ob ich ewig diese Flucht vor mir selbst ertragen werde und nicht vielleicht genese, wenn ich mich ihm entdecke?

Das waren Gedankenreihen, die oft in ihr sich anspannen, die aber durch nichts kettenähnlicher in ihr werden konnten, als durch das harmlose Erwähnen Theobald's im Munde ihres Gatten. Es war eine Last, eine drückende Beängstigung des Gewissens, und sie

hätte viel darum gegeben, hätte Waldemar aus ihr erpreßt, was sie ihm freiwillig zu gestehen keinen Muth hatte.

6.

Noch ging ein Jahr in diesen Nebeln hin. Da trat eines Tages der Graf in Idalinens Zimmer und sagte: die Aerzte rühmen den Einfluß, den die Bergluft auf die Gesundheit hat. Noch bin ich dir die Bekanntschaft mit meinen Gütern schuldig. Ich scheute mich, sie dir früher zu zeigen, weil ich sie in einem Zustand antrat, der mir eine zweijährige, auf Bauten, Bewässerungen und Feld- und Gartencultur verwandte Mühe zur Pflicht machte. Jetzt glaub' ich, sind diese theils heitern, theils pittoresken Gegenden so weit, daß sie sich vor ihrer Besitzerin dürfen sehen lassen. Ich schlage dir einen Sommeraufenthalt auf meinen Gütern vor.

Idaline nahm den Vorschlag an, fuhr aber fort: Warum nennst du mich krank?

Vergieb, sagte Waldemar erröthend, ich vergaß, ich wollte sagen, daß ich es bin.

Mit diesen Worten wollte er gehen. Doch kehrte er noch einmal zurück und blieb mit Rührung vor seiner Gattin stehen. Idaline, sagte er mit unsicherer Stimme, vergieb, daß ich immer auf eine Saite zurückkomme, die für uns Beide gleich schmerzlich ist. Die Zweifel, denen ich mich einmal ergeben habe, gehören zu jenen nagenden Zuständen, welchen keine Macht des Willens zu widerstehen vermag. Man glaubt, man vertraut und ist dennoch ihr Opfer. Würd' ich dich weniger lieben, als ich dich liebe, wo sollt' ich dann die Ursachen hernehmen, mich zu beklagen? Du bist hingebend und gut. Dem Kurzsichtigen würde dieser Schein der Liebe genügen. Ich sage, Schein! Wie hart, wie ungerecht von mir! Vergieb, ich hatte keinen andern Ausdruck für einen Zustand, der bei dir absichtslos ist, mir aber, ob du nun wahr bist gegen mich oder nicht, die gleiche Wirkung macht. Lächerlich mag es scheinen, daß ich in einer Sphäre, wie der unsrigen, mitten unter Verhältnissen, die die Convenienz geschlossen hat, mit so vieler Empfindlichkeit ein

Bedürfniß zur Schau trage, das nicht in dem Gefühl begründet ist, wie ich von dir zu wenig empfange, sondern in dem, daß ich dir selbst nicht genug geben kann.

Die Thränen standen ihm in den Augen. Idaline konnte auch die ihren nicht zurückhalten. Sie reichte ihm die Hand und sagte langsam, ihn auf den Sommer vertröstend: Unter den Bergen! Waldemar ergriff die dargebotene zitternde Rechte mit Heftigkeit, ermannte sich, die Worte auszustoßen: Idaline, ich erleichtere dir dein Geständniß: Du hast geliebt! und ging.

Du hast geliebt! Idaline sank auf die Knie, barg ihr Haupt in den Kissen des Divans und wiederholte es mit allen Quellen ihres Lebens, mit Allem, was im Menschen nur Thräne ist, und die Stelle des Wortes vertritt: Du hast geliebt! Es war ein Sturm, dem Friede folgte. Hätte Waldemar gesagt: Du liebst! sie würde nicht widersprochen haben, aber in sich zusammengeknickt sein. Du hast geliebt! Diese Grabschrift auf etwas Vergangenes, dieser Denkstein auf entschwundene Träume, diese Freisprechung der Gegenwart, die nur die Erinnerung anklagte — darin lag für sie ein Trost, ein so beruhigender Balsam für ihr wundes Herz, daß sie sich von einem neuen Geist, einem

Geist des Muthes und der Erhebung, getragen fühlte. Es rauschte um sie wie eine Musik. Es belaubte sich um sie her mit neuen Hoffnungen und neuen Wünschen.

Waldemar war überrascht, daß die einzige Antwort auf seinen gewagten Ausspruch nur in Idalinens verändertem Wesen lag. Er hatte ein Ja, ein Nein, er hatte eine Reihe der erregtesten Erörterungen erwartet. Statt dessen erhielt er von Idalinen eine erheiterte Stirn, ein reineres Auge, eine anschmiegendere Vertraulichkeit. Der Hollunder blüht, sagte sie ihm. Mach', daß wir deine Berge sehen. Kommt der Frühling in ihnen später, so haben wir ihn in diesem Jahre zweimal. Waldemar sah sie prüfend und lächelnd an. Sein Blick verrieth, daß er beruhigt war, aber auch daß er ein Recht hatte, von ihr diese Beruhigung ausdrücklich zu verlangen. Du hast mir Unterhaltungsstoff für die Reise gegeben, sagte sie scherzend. Auch werden Regentage kommen, fuhr sie fort, wo wir in den gewiß recht hohen und schaurigen Sälen deines alten Schlosses im Kamine heizen und uns durch Erzählungen die Gespensterfurcht verscheuchen können.

Waldemar verstand und athmete zu neuem Leben auf.

Einige Tage darauf fuhren sie im großen sechsspännigen Reise-Landau, von einem zweiten Wagen für die Dienerschaft begleitet, auf der Landstraße den Gütern des Grafen zu. Es war ein Frühling, würdig seines Namens. Selten ein Jahr, in dem der Mai so duftende und sonnige Ansprüche auf den Namen des Wonnemonats geltend machte. Ein anhaltender Regen hatte vorher die Natur auf lange Zeit erquickt. Gärten und Alleen blühten. Auf grünen Wiesenteppichen streckten sich behaglich die Heerden. Knaben haschten jubelnd nach den flatternden Faltern. In Dörfern, Höfen, auf dem Felde blickten die Arbeiter und Mägde so munter und stolz von ihrer Thätigkeit auf, als wollten sie den vorüberfliegenden Reisenden sagen: Seht, das haben wir euch den Winter über aufgespart, das sah traurig aus im Winter und nun ist der Sommer doch wieder unser und ihr beneidet uns!

Die großen grünen Flächen der Ebene verengten sich. Die blauen Höhenränder des Gebirges kamen immer näher. Die Fahrt ging bergauf und immer langsamer. Der Hemmschuh ging ab und zu. Die Beleuchtungen wurden malerischer. Die Natur nahm einen geschlosseneren, einen männlicheren Charakter an. Links und rechts glänzte an den Bergwänden noch in

einer Felsenspalte oder auf Tannenwipfeln der ungeschmolzene Schnee. Große Vögel, mit schweren, breiten Flügeln schwebten über die Thäler oder schossen in die Tiefe hinunter, die sich seitab vom Wege bis zu einem unten rieselnden Gebirgsbache öffnete. Nichts ist unmerklicher als der Uebergang in Gebirgsnatur. Da und dort hielten kleine hochbeladene Karren, von schellenbehangenen plumpfüßigen Pferden gezogen, am Wege still, um die herrschaftlichen Carossen mit den übermüthigen Postillonen vorüberzulassen. Neugierig blickten die Fuhrleute im blauen Kittel in den geöffneten Schlag. Dann mußten die Reisenden wieder mitten im Wege halten, denn sie geriethen in eine Heerde Ziegen, die sich mit ihren philosophischen Bärten neugierig um den Wagen aufstellten, auf Chasseesteine sprangen und in den Wagen gafften. Es war ein Mangel an Waldemar, daß ihm Humor fehlte. Er verstand es nicht, so ganz natürlich wie die Natur zu werden. Seine Gedanken, meist auf ernste Lebensfragen gerichtet, entnahmen aus allen diesen Begegnissen immer einen andern Stoff, als der Idalinen beschäftigen konnte. Während sie die Erscheinungen gern so heiter genossen hätte, wie sie sich gaben, benutzte Waldemar sie nur, um seine administrativen Kenntnisse zu bereichern oder sich über Gegen-

stände, die ihn im Ganzen und Großen täglich beschäftigten, hier im Detail und recht an der Quelle zu unterrichten. So interessirten ihn denn die Chausseebauten, die schadhaften Brücken, die verfallenen Wegweiser mehr als die unnennbar wonnigen Athemzüge der Freiheit, die für den gefesselten Menschengeist in diesem Einsaugen der reinen Natur liegt. Idaline hätte so recht eines Dolmetschers dieser himmlischen Sprache bedurft, in der die Natur zu kranken Herzen redet. Doch fühlte sie es nicht, daß ihr dieser fehlte. Sie sah erwartungsvoll den Gütern ihres Gatten, dem Reiche ihrer eignen Herrschaft entgegen.

Endlich kündigten sich die Spuren einer vornehmeren Cultur der Gegend an. Hier und dort der Zierath einiger Pappeln. Die Gärten eingeschlossen von frisch gekalkten Mauern. An den Bergabhängen zwischen dem Grün ein kleines Häuschen oder hoch oben eine Warte für die Fernsichten. Die Brücken mit eisernen Geländern. Noch eine Biegung und die Kuppel des alterthümlichen Schlosses wurde sichtbar. Eine ganz neue Gegend eröffnete sich. Das Gebirg schien schon im Rücken zu liegen. Der Blick streifte hinaus in eine freie, abschüssige Ebne, die in einen neuen Landstrich zu führen schien. Links eine letzte

hohe Felswand, an welche sich das alte Schloß lehnte — und dann hinunter — Alles Feld, Wiese, Garten mit einer Fernsicht, die sich in blaue sonnige Nebel verlor. Idaline hatte nach dem vorangegangenen Gebirgscharakter diese anmuthige Lage nicht erwartet und Waldemar's Lächeln verrieth sichtlich, daß ihm diese unvermuthete Ueberraschung schmeichelte. Das Schloß war im Rococogeschmack. Ein Viereck von rothem Gebirgsstein aufgebaut, mit vier schiefergedeckten unförmlich geschweiften Thürmen. Die Fenster groß und auf der Fronte bis zur Erde gehend, so daß sie auch als Thüren geöffnet werden konnten. Einige Orangenbäume in großen hölzernen Kübeln, die den mit Kies bestreuten Vorplatz zierten, waren ohne Zweifel erst vor wenig Tagen hier eingeführt. Sie standen in grellem Contrast zu dem Schnee auf der linken hohen, düstern Felswand. Rechnet man noch einen hinter dem Schloß gelegenen großen See zu dem Ensemble der Gegend hinzu, so hätte man sich wohl in jenen steinigten nördlichen Theil des Gardasees versetzt glauben können, wo auch die frostige Abdachung der Alpen in einem seltsamen Contraste zu den Terrassen künstlich gezogener Südfrüchte an seinem, wenn man von Torbole kommt, rechten Ufer steht. Mit dem vorrückenden Sommer mußte freilich sich

das Ganze noch mehr beleben, die Farbe noch sanfter in einander malen.

Auf den ersten Blick sah man, daß Kunst, Liebe und Ehrgefühl hier außerordentlich viel Vorbereitungen getroffen hatten. Sogar die größere Belebung des Landsitzes durch Ansiedlung schien von neuem Datum. Ein kleines Dorf schien improvisirt. Manche Nebengebäude waren wohl kaum ausgetrocknet. Doch hinderte dies Alles nicht, dem Ganzen nun einen wohnlichen Charakter zu sichern. Im Innern des Schlosses war von dem alten barocken Geschmack so viel beibehalten, als sich mit der Mode des Tages verschmelzen ließ. Hier und da sogar war das Altmodische wieder ganz neumodisch geworden. Von den Fenstern eines Altans herab sah man auch, daß dies Schloß eigentlich die Krone eines gesegneten, zu seinen Füßen liegenden Thales war. Ein Blick durch das Fernglas zeigte Kirchthurm an Kirchthurm und der Gedanke einer etwas schauerlichen Einsamkeit, der Idalinen bei der ersten Begrüßung des Schlosses angefröstelt hatte, verließ sie wieder.

Nach der ersten hier zugebrachten Nacht zeigte auch die aufgehende Sonne Alles in einem andern Lichte. Die Vormittagssonne giebt eine ungemein erfrischende

und belebende Beleuchtung. Es überraschte Idalinen, so viel Leben um sich her zu erblicken. Eine Abwechselung verdrängte die andere. Neue Dienstboten gesellten sich den mitgebrachten alten bei. Bei vielen Gegenständen, die sie ungern vermißt haben würde, erstaunte sie, daß sie schon vor ihrer Abreise hierher gebracht waren. In einer Woche war sie heimisch.

Auch an Nachbarn und Bekanntschaften fehlte es nicht. Aus allen Ecken und Orten gukte Menschenleben hervor. Wo sie es kaum ahnte, hinter Hecken und Bergen, hatten sich menschliche Existenzen, ganz breit und behaglich, bürgerliche und adlige, hingelagert. Doch sprach sie davon vorerst noch wenig an. Sie fühlte zu sehr die Verpflichtung, die sie Waldemar gegenüber stillschweigend übernommen. Sie hatte sich entschlossen, ihm ganz zu gehören, sie hatte ihm wenigstens das Anrecht auf diese Voraussetzung gegeben. Er war unerschöpflich in Aufmerksamkeiten. Sie hätte deren weniger gewünscht. Sie hatte in diesem Sinne doch nicht ganz so abhängig zu werden geglaubt. Das Geben ist doch schöner als das Nehmen, sagte sie sich im Stillen, und wenn Waldemar so prüfend und erwartungsvoll an ihrem Auge hing, sa kam ihr all seine Zuvorkommenheit so absichtlich, so berechnet vor. Sie sagte sich: Es liegt ja doch ein anderer

Gedanke dahinter! und immer beklommener ward es ihr, daß sie nun endlich ihrem Gatten, die Aufklärung geben sollte, die er von ihr erwarten durfte.

Es liegt ein großer Fluch auf dem verpaßten Moment. Die vorübergegangene Gelegenheit schwört keine Macht wieder herauf und der redlichste Wille erlahmt, wenn ihn die Umstände im Stiche lassen. Je mehr Idaline suchte, da wieder anzuknüpfen, wo sie vor der Reise in ihrem Verhältniß zu Waldemar stehen geblieben war, desto weiter entfernte sie sich von ihrem Vorhaben. Die Zügel waren aus der Hand und Waldemar, der immer trüber und nachdenklicher wurde, schien am wenigsten geneigt, sie ihr wieder zurückzugeben. Sein Stolz war beleidigt, seine Ruhe war unterwühlt. Er fühlte, daß er Idalinen nicht mehr zu geben hatte, daß das Maß von Freundschaft und Liebe, das er für sie hatte, ein zwar immer gleiches, aber auch das innerlichst höchste war. Er kannte kein Mittel mehr, ihr zu beweisen, was sie ihm galt. Und über diese Verstimmung gingen Wochen hin, Wochen, in denen sich Idaline nicht entschließen konnte, zu antworten, und Waldemar nicht, zum zweiten Male zu fragen.

Da traf plötzlich in einer Nacht ein Courier ein. Eine wichtige Staatsangelegenheit rief Waldemar au-

genblicklich in die Residenz. Er hätte auf der Stelle abreisen sollen, aber er bezwang seinen Geschäftseifer, er brachte seinem Ehrgeiz das Opfer, er theilte Idalinen, die zurückbleiben mußte, die Nachricht mit und beschloß, ihr noch einen Tag zu widmen und erst am folgenden Morgen in aller Frühe abzureisen. Es war dies ein peinlicher Tag, ein fürchterlicher für Beide. Beklommen saßen sie sich an der Tafel gegenüber. Das Gespräch stockte oder bewegte sich nur um Gegenstände geringfügiger Bedeutung. Pausen traten ein von erdrückender Länge. Der Tag neigte sich. Waldemar schlug einen Abendspaziergang in dem schönen Park vor. Idaline ging schweigend neben ihm her. Sie wußte, was sie sollte, aber sie hatte nicht mehr den Muth dafür und Waldemar war zu stolz, ihr diesen Muth zu geben. Von einem kleinen Pavillon aus erstreckte sich der See in glänzender Fläche. Der Grund war düster und die Farbe des Wassers schwärzlich. Eine Felswand von grauem Schiefer, die sich am jenseitigen Ufer in ihm spiegelte, machte den Eindruck des Elements noch melancholischer. Idaline hing mit zitternder Spannung an dem Gedanken, Waldemar würde vielleicht Veranlassung nehmen, ihr den Uebergang zu dem Geständnisse, das er erwartete, zu erleichtern. Aber wußte er etwas von Theobald? Die

Zeit verstrich. Es fing an kühl zu werden. Sie gingen hinauf in ihre Zimmer.

Willst Du nicht den Thee bei mir trinken? sagte sie beklommen.

Ich will früh zur Ruhe gehen, da ich noch vor Tagesanbruch im Reisewagen sein muß.

Komm nur, komm, Waldemar! Sie zog ihn sanft in ihr Zimmer, wohin sie schon die siedende Maschine zu stellen befohlen hatte. Der Bediente brachte Leuchter. Es war eine trauliche Stunde, eine Stunde, verlockend, anschmiegsam und doch überwältigte sie die beiden unglücklichen Menschen nicht. Die Zurüstungen des Thees waren vorüber. Das lästige Ein- und Ausgehen der Bedienten hörte auf. Es trat keine Pause ein; im Gegentheil bemühte sich Idaline durch vieles Sprechen, Erörtern, Fragen ihrer Aufregung Herr zu werden. Sie rüstete sich, den besten Theil des Sommers hier allein zu bleiben und ließ sich über Alles unterrichten, was sie wissen mußte, um über die ihr dann zustehende Alleinherrschaft auf der weitläuftigen Besitzung in keine Verlegenheit zu kommen.

Endlich schlug eine kleine Wanduhr zehn. Die Schloßuhr antwortete und aus der Ferne fiel in trau-

rigen Schlägen eine Kirchthurmuhr ein. Waldemar
stand auf, ergriff einen Handleuchter und sagte Idali-
nen mit zitternder, aber seinen Schmerz überwältigender
Stimme: Gute Nacht! Idaline wandte sich ab. Ihr
Auge stand voll Thränen. Waldemar ergriff die Hand,
die sie ihm mit abgewandtem Blicke reichte, hielt sie
eine Weile harrend in seiner Rechten, küßte sie mit
Innigkeit und fragte, indem er sie sanft entgleiten
ließ: Hast du mir noch etwas zu sagen? Idaline
schwieg. Sie hätte auch nicht reden können, da ihre
Stimme in einem Thränenstrome erstickt wäre. Wal-
demar harrte noch einen Augenblick, sammelte sich,
noch einmal zu sagen: Nun denn, gute Nacht! und
machte eine Bewegung, sich der Thüre zuzuwenden.
Idaline riß sich auf und stürzte an seine Brust, sie
umfangend, um ihre Thränen zu verbergen. Walde-
mar, der seinen Stolz nicht verleugnen konnte, dem
dieser Abschied eine furchtbare Bestätigung seiner Ah-
nungen war, ließ es geschehen, harrte, bis Idaline ihm
beruhigt schien, und machte sich dann sanft von ihren
Armen los, um zu gehen. Schon hatte er die Thür
in der Hand, als ihm Idaline mit Leidenschaft nach-
stürzte und verzweifelnd, aber entschlossen ausrief:
Bleib, Waldemar!

Was ist, Idaline?

Du hast, begann sie mit zitternder und doch gefaßter Stimme — Du hast ein Recht, von mir ein anderes Lebewohl zu verlangen als diese Thränen, die dich nicht rühren. Ich bin dir schuldig, dein Vertrauen zu ehren, und ich will mich selber ehren. Du glaubst, ich liebe, du glaubst, ich hätte geliebt. Unfähig bin ich, dir den Zustand meines Innern zu malen, wie er war und ist. Ich schwöre dir, kein männliches Wesen hat Ansprüche auf mich. Ja, es ist wahr, ein männlicher Schatte steht zwischen mir und dir, aber nur ein Schatte. Nie hab' ich zu ihm geredet, nie wußte er, daß meine Phantasie von ihm erfüllt war. Entsinnst du dich des Schiffers in jener Nacht auf dem See vor der Villa des Onkels?

Theobald? fragte Waldemar mit staunender Ueberraschung.

Sprich Du den Namen aus, es erleichtert mich, fiel Idaline schnell ein. Ich bin dein, Waldemar, aber daß ich es zu sein verdiene, daß ich deiner würdig wurde, verdanke ich einer Liebe, die mein Geheimniß war und deren letzter Vorwurf mich verlassen wird, wenn ich das Geheimniß auch zu dem deinigen mache. Noch eine Stunde vor dem Augenblick, wo ich mit

dir vor dem Altar trat, war ich entschlossen, unsern Bund vor aller Welt zu zerbrechen und dem Manne, den ich liebte —

Sie stockte. Waldemar hing sprachlos an ihrem Munde. Wie ein Blitz fuhr sie an ihren Schreibtisch, riß eine Schatulle auf, wühlte einen Augenblick unter Papieren und reichte ihrem Gatten einen zierlich zusammengefalteten Brief. Lies, sagte sie, und verurtheile mich! Es ist ein Selbstgespräch, es ist eine Beichte, die ich einst nur in den Busen Gottes schüttete. Daß ich fähig war, diesen Brief nur zu denken und dennoch die deine zu werden, hat meinen Stolz untergraben und mich so tief gedemüthigt, daß ich erst durch dich mich wieder erheben konnte. Nimm mich, wie ich bin und wie ich war. Jetzt, da kein Geheimniß mehr zwischen uns waltet, jetzt, da ich dir auch die Asche des Gewesenen in diesem Briefe opfere, jetzt, Waldemar, fühl' ich mich leicht und ergebe mich in Demuth, was Du auch über mich beschließen mögest.

Waldemar war überrascht, gerührt. Er stellte den Leuchter hin, wollte das ihm dargereichte Papier unschlüssig eröffnen, aber Idaline sagte: Nein, laß es, Freund! Raube dir nicht die Erquickung dieser Nacht! Schlummere und träume Gutes von mir! Was ich

dir sagte, was ich dir gebe, ist gewesen, ist abgethan. Lies dies Papier, wenn du dich in mein Geständniß hineingefühlt hast, und dann schreibe mir, was du denkst.

Idaline, sagte Waldemar, indem er sie mit Leidenschaft umfing, meine Liebe zu dir konnte nur dann noch zunehmen, wenn sie mit der eines Andern hätte wetteifern müssen. Da ich aber auch diese nicht zu fürchten habe, wie du mir sagst, was könnte uns trennen? Ich verspreche dir, den Brief erst zu lesen, wenn ich mich in dein Geständniß hineingelebt habe. Auf der Reise will ich nachsinnen, dir von Hause schreiben und Alles aufbieten, dich bald wieder in meine Arme zu drücken. Treu verbunden und unzertrennlich! Dank! Dank! Und nun leb wohl!

Er bedeckte sie mit seinen Küssen. Sie lächelte und ließ es froh geschehen, da ihr Herz so selig erleichtert war. Noch lang sah sie ihm über den Gang nach. Er blickte nach jedem Schritt wieder um sich. Ja, er kehrte noch einmal zurück, um sie mit übervoller Gewalt des Herzens an sich zu drücken. Nie hatte sie sich in seinen Armen so geistig hingebend aufgelöst. Sie schieden in dem sichern Gefühl, daß erst von dieser Stunde an ihr Bund treu und wahrhaft geschlossen war.

Nach einer Nacht so voll erquickenden Schlafes, wie sie sich dessen lange nicht zu erfreuen gehabt hatte, erwachte Idaline. Die Sonne schien schon mit heißen Strahlen durch ihr Fenster. Der Graf, hieß es, wäre schon vor vier Stunden abgereist. Da sie den Weg kannte, konnte sie sich nun zu jeder Stunde die Gegend vorstellen, wo er grade jetzt schon sein würde. Sie rechnete ihm die Stationen nach, sie malte sich den Augenblick aus, wo er wieder an der oder jener Stelle sein würde, wo ihr etwas aufgefallen oder merkwürdig erschienen war. Und dabei tummelte sie sich in ihren Zimmern mit einer so erleichterten Stimmung, wie sie diese nie gekannt hatte. Sie öffnete ihr Piano, nahm ihre alten Noten vor, fand, daß sie Alles verlernt hätte, und gelobte sich, auf die Musik, die sie seit ihrer Verheirathung hatte liegen lassen, mit verdoppeltem Eifer zurückzukehren. Ihre Bibliothek wurde gemustert. Sie bemerkte Lücken. Sie war hinter der fortschreitenden Literatur zurückgeblieben. Sie besann sich, daß sie hatte Namen nennen hören, von denen sie die Werke nicht kannte. Sie schrieb sich eine lange Liste von literarischen Bedürfnissen auf, die sie mit nächster Gelegenheit in die Residenz zu schicken gedachte. Auch ihre alten Farbenkästen sah sie wieder an, ihre angefangenen Zeichnungen. Sie gelobte sich die male=

rischen Punkte der Umgegend aufzunehmen und sah sich schon im Geist mit dem Skizzenbuche und der Staffelei auf diesem und jenem gefährlichen Felsvorsprunge, der sie nicht mehr schrecken sollte.

Diese Vorsätze wurden nicht nur genommen, sondern in den nächsten Tagen theilweise auch ausgeführt. Der Uebermüdung und des sich bräunenden Teints achtete sie nicht. Besuch war ihr stets willkommen, doch lieber noch, wenn er ging. Am liebsten streifte sie allein, von einigen Dienern begleitet, in der Gegend umher, abwechselnd zu Fuß oder dem sichern Tritt der Esel sich vertrauend. Ein großer breiträndiger Strohhut beschattete den schönen Kopf, dem eine natürliche und aller Mode entsagende Frisur des Haares nur um so reizender stand. Zu den Zerstreuungen, die sie sich verschaffte, gesellten sich auch manche unfreiwillige. Bei einem so großen Hauswesen fehlte es nicht an Anläßen, wo die überlieferte Gewohnheit einmal auch aus dem Gleise der Ordnung trat. Idaline ließ hier keine Gelegenheit, um Muth und praktische Umsicht zu zeigen, vorübergehen. Ein recht bedauerlicher Zufall trat gleich zwei Tage nach der Abreise des Grafen ein. Man meldete ihr, daß ein Mann im Gebirge einen unglücklichen Fall gethan. Ausgeglitten auf einer der höchsten Felsenkanten, wär' er in

die Tiefe zwar nicht gestürzt, aber doch so hinuntergeglitten, daß er sich einige Hundert Fuß nicht hätte halten können und nur mit bedeutenden Verletzungen auf festem Boden angekommen wäre. Die Gräfin gab Befehl, ihn im Schlosse sorgfältig zu pflegen und den Arzt der Gegend, der tiefer in einem Oertchen der Ebene wohnte, schnell herbeizurufen. So war fast jeder Tag durch einen eigenthümlichen Vorfall bezeichnet, der oft, ohne sie selbst persönlich zu berühren, doch ihre volle Sorgfalt in Anspruch nahm.

Inzwischen kam auch ein Brief von Waldemar. Er schrieb ihr, daß er glücklich wieder in seinem Wirkungskreise angekommen wäre und einen Berg von Geschäften vorgefunden hätte, den er sobald nicht würde abschütteln können. In Betreff des Geständnisses, das sie ihm mit auf die Reise gegeben, war er wortkarger, als sie es wünschte. Nicht daß sie Ursache gehabt hätte, aus seinem Briefe irgend eine Verstimmung herauszulesen. Im Gegentheil er verrieth eine größere Beruhigung, als sie erwartet hatte. Den verhängnißvollen Brief hatte er noch nicht gelesen. Er schrieb ihr, daß er eine einsame Stunde abwarte, um auch dieses Element in sein Lebensblut, das ewig nur für sie fließen würde, aufzunehmen. Er wäre überzeugt, daß sie ihm gehöre, und müsse sich

selbst die größten Vorwürfe machen, damals so wenig auf ihre Phantasie gewirkt zu haben. Ich war ein nüchterner Liebhaber! gestand er offen und schloß seinen Brief mit einer Nachschrift, worin er sagte: Ich liebte als junger Mensch eine Frau, der ich jetzt täglich begegne und die mich lachen macht, wenn ich an meine alte Narrheit zurückdenke. Theobald ist übrigens seit zwei Jahren nicht mehr in Deutschland. Sein unruhiger Sinn hat ihn in fremde Länder gejagt. Bei aller Anziehungskraft, die er vielleicht für Frauen haben kann, würde er sich nie für die Ehe geeignet haben.

Sonderbar, sagte Idaline, als sie den Brief zusammenlegte, für die Ehe! Als wenn ich ihn nur hätte heirathen wollen! Im Allgemeinen erfreute sie aber doch dieser Brief. Er zeigte ein gutes Herz, das sich nicht so leicht verstimmen ließ, er zeigte noch mehr, eine hingebende, feste, fast schwärmerische Liebe, die ihr wohlthat, da sie bei Ehemännern selten ist, oder wenn sie da ist, doch nicht mehr in diese fast verliebten Formen sich kleidet. Dazu kam, daß der Fremde, den sie in ihr Haus aufgenommen, wie sie hörte, sichtbar in der Besserung begriffen war und sie auch von dieser Seite aus ihrer nächsten Nähe bald alle störenden Elemente verbannt hoffen durfte.

Große Freude machte Idalinen die Entdeckung, daß die Gegend mit dem fortrückenden Sommer auch jede Spur ihres frühern etwas rauhen Charakters verlor. Die Orangerie auf dem steinigen Vorplatz des Schlosses nahm sich unter den drückenden Sonnenstrahlen so einheimisch aus, ihre goldgelb reifenden Früchte erinnerten sie so lebhaft an die Schönheit des mit Waldemar durchstreiften Italiens, daß sie in ihrer Einsamkeit sich immer glücklicher fühlte. Freilich raubte die übergroße Hitze dem Geiste jede Elasticität. Hinter dichten Vorhängen mußte man stundenlang zubringen, weil die Luft draußen nicht einzuathmen war, und auch diese gezwungene Sieste hatte etwas Erschöpfendes. Nur am Abend, in der Kühle des Parkes, in der Nähe des sich ihr doch freundlicher anlassenden Sees war es möglich, in's Freie zu treten. Dorthinaus nahm Idaline auch wohl weibliche Arbeiten mit oder Bücher, oder die Briefe Waldemar's, die fleißig einliefen und die sie gern zweimal las. Sie suchte in diesen Briefen etwas, das sie nicht fand. Sie suchte eine Unruhe, eine Besorgniß in ihnen, die sie nicht entdecken konnte. „Den Brief", schrieb Waldemar, „werd' ich nicht lesen, weil es unnöthig ist. Hab' ich auf die Zeit, in der Du ihn schriebst, gerechte Ansprüche? Diese Träume liegen hinter uns. Was sind

Träume! Du schwärmtest Dich in die Seele eines Dir fremden Mannes hinein, Du gabst dieser Schwärmerei im Unbedacht des Herzens eine Sprache, deren Glut ich mir ausmalen kann. Dein Vertrauen, Idaline, war zu edel: Dein Herz fühlt zu gewissenhaft: ich will diesen Adel Deiner Gefühle nicht mißbrauchen. Ich schicke Dir den Brief zurück. Es ist ja vorüber damit."

Dieses Zurückschicken hatte sie sich aber streng verbeten. Woll' er ihn nicht lesen, hatte sie ihm geschrieben, so soll' er den Brief vernichten. Darauf wartete sie eine Antwort ab. Sie konnte sich nicht verschweigen, daß sie sich über die Folgen ihrer Aufrichtigkeit doch eine andere Vorstellung gemacht hatte. Es that ihr weh, ein Geständniß, das ihr so viel Schmerzen gekostet hatte, wohl gar in ihr Herz wieder zurücknehmen zu müssen. Sie hatte sich im Stillen gesagt gehabt: Es muß nun in meinem Dasein ein neues Drittes entstehen, ein Zustand, ganz verschieden von früheren Zuständen. Und das kam nicht, das traf nicht ein. Sie fand auch nicht mehr so große Freude an ihrer Einsamkeit und wünschte sehnsüchtig, Waldemar käme zurück, wenn auch nicht, um sie abzuholen, doch um bei ihr zu bleiben.

Einige Tage darauf, es war am Morgen, als der

Bediente das Frühstück abräumte — Idaline hatte ein Buch ergriffen, um hingestreckt auf dem Sopha, ihre Langeweile zu vertreiben — sagte dieser beim Hinausgehen: Der fremde junge Mann ist so weit genesen, daß er aufstehen und gehen kann. Er läßt bitten, ob die Herrschaft ihm wohl gestattet, sich in den Park führen zu lassen und auf den Bänken auszuruhen.

Warum nicht? sagte Idaline mit einem Tone, in dem unverkennbare Theilnahme, zu gleicher Zeit aber doch ein gewisses Unbehagen lag, noch ferner durch diesen ihr völlig unbekannten fremden Gast gestört zu werden.

Der Tag war wieder so heiß wie die vorangegangenen. Bei Tafel fragte sie: Wie befindet sich der Fremde? War er im Park?

Die Bedienten sagten: Es wäre den Tag über eine so drückende Luft gewesen, daß der Fremde erst gegen Abend von der ihm geschenkten gnädigen Erlaubniß Gebrauch machen wolle.

Ich finde es doch lästig, sagte sie in einem Anfall jener Launen, die Gebietende so schwer zu unterdrücken lernen. Doch, setzte sie hinzu, man hindre ihn nicht!

Mit Sonnenuntergang pflegte die Post anzukommen. Sie brachte einen Brief von Waldemar. Beige-

schlossen war das verhängnißvolle Geständniß. „Idaline“, schrieb Waldemar, „es kann mich nichts von Deinem Herzen trennen. Ich habe gelesen, was Du wünschtest, und bin ruhiger, vertrauensvoller denn je. Oder wär' es nicht verzeihlich, wenn Dein liebebedürftiges Herz ein Wolkenbild statt meiner umarmte, wenn die Schwärmerei einer jugendlichen Phantasie sich in ihrem Fluge auch einmal verirrte? Nein, es war kein menschliches Wesen, dem Du eine so grenzenlose Hingebung, ein solches Gebet der Inbrunst auf dem Papiere widmen konntest, es war die Liebe selbst. Es war eine göttliche Idee, die Dich gefangen hielt und der Du nachlebtest, weil sich der Reiz des Abenteuerlichen, Fremden, Wunderbaren, ja der Reiz des Unglücks hinzugesellte. Denkst Du, Idaline, daß wir Männer darauf rechnen, stets die Knospen eures erwachenden Seelenlebens zu brechen? Weißt Du nicht, daß wir bei jedem keimenden Mädchengefühl ein schweifendes Suchen, Prüfen und Beurtheilen der Männerwelt voraussetzen müssen? Die Liebe ist im Weibe etwas Uranfängliches, ein End- und ein Anfangloses. Das junge Mädchenherz würde lieben, auch wenn es keinen Gegenstand hätte. Du fandest einen Gegenstand, aber war er Dir mehr als jenes Gerüst, an welchem man Häuser baut und das man nachher wieder

abreißt; mehr als das Gängelband Deines Seelenlebens, das zum ersten Male lernte, gleichsam auf freien Füßen stehen? So seh' ich die Vergangenheit an, so will ich sie ansehen. Gebe nur der Himmel, daß ich bald erlöst bin, zu Dir fliegen und Dich in meine Arme schließen kann!"

So war denn eine Episode ihres Lebens, vor der Idaline so viel Grauen empfunden hatte, vorüber, eine Frage schien gelöst, eine Begebenheit abgethan. Sie saß in dem Pavillon, der die Aussicht auf den See bot. Die Sonne war untergegangen. Dunkelheit umfing die hohen Bäume, deren Laub statt am Regen an der Nachtkühle sich erfrischen mußte. Der Mond stand noch hinter dem dunkeln Felsen. Jetzt schimmerte er durch die Tannen, die seinen Gipfel bedeckten, hindurch, goldgelb, magisch, übervoll, wie er in schönen Sommernächten scheint, wo es uns oft ist, als sollt' er uns an sich ziehen, wo wir begreifen lernen, was wohl das Geheimniß des krankhaften Nachtwandelns sein möge. Idaline fürchtete sich vor den Erinnerungen, die der Anblick solcher Naturscenen in ihr weckte. Sie brach auf, um in's Schloß zurückzukehren. Indem rauschte es am niedern Heckengesträuch in ihrer Nähe. Sie hörte eine männliche Stimme, die sich näherte, einen langsamen, matten Ton, den

sie schon einst freudiger und lebenvoller vernommen hatte. Sie fragte mit zitternder Ahnung den Diener, der sie begleitete, wessen die Stimme wäre? Der genesene Fremde! sagte dieser mit einem Tone, als erwartete er Vorwürfe über diese Begegnung. Idaline wußte nicht, was sie wie mit tausend Armen hinwegzog und sie ebenso gewaltsam an die Stelle bannte. Die fieberhafte Angst verwirrte ihre Sinne. Sie riß sich von der Stelle, wo sie eingewurzelt schien, fort, trat besinnungslos einige Schritte vor und stand vor einer männlichen Gestalt, die im schwarzen Kleide gespenstisch sich gegen den monderhellten Hintergrund abzeichnete. Der Fremde richtete einen wehmüthigen Blick auf Idalinen. Ein sanftes leidendes Lächeln lag in seinen blassen Zügen. Sie prüfte, sie erstarrte. Es war Theobald.

7.

Die Schloßuhr summte zwölf Uhr Mitternacht. Aus dem fernen Thale läutete ein Glöcklein herauf, das um diese Stunde, weil es die Wachsamkeit der Wächter bestätigte, nie schweigen durfte. Todtenstille herrschte im Schlosse. Nur in immer gleichem Rauschen ließ sich nichts vernehmen als eine Felsenquelle, die in nicht unbeträchtlicher Fülle in den See stürzte. Im Schlafzimmer Idalinens brannte eine einzige Kerze. Sonst Alles in Nacht gehüllt; denn auch der Mond verschleierte sich und seine Lichter wurden blässer.

Idaline hatte sich erst langsam aus einer Betäubung zum Bewußtsein wieder erholt. Dieses Widersehen! Dieser dämonische Gruß aus dem Geisterreiche! Ein Schmerzens- und Ueberraschungslaut war ihr auf den Lippen erstorben. Sie wandte sich, wankte an den Sträuchen, das Laub bestreifend, halb bewußtlos dem Schlosse zu und fühlte erst in dem Augenblick, als sie auf das Sopha ihres Schlafzimmers fiel, wie ihre Sinne schwanden und Alles um sie her sich in graue

Farben verwandelte. Vorher hatte sie die ungeheure Gewalt der Selbstbeherrschung, die die Frauen für ihre höchste Lebenskunst halten, noch vor diesem Aeußersten bewahrt; jetzt sank sie zusammen, obgleich Niemand von ihren dienenden Geistern bemerkte, was mit ihr vorging.

So hatte sie drei Stunden hinter einander geruht. Die wirre Betäubung ihrer Sinne verhinderte jede klare Gedankenbildung. Endlich gingen die Kammern und Schleußen des Bewußtseins auf und ihr erster Gedanke war: Er litt, er war dem Tode nahe unter deinem Dache, er hätte sterben können, während du auf dem Claviere Weber's Aufforderung zum Tanze spieltest, er wußte, wer ihn aufnahm und wie nahm ich ihn auf; wie karg war mein Mitleid, wie arm meine Hülfe, wie lieblos mein Unmuth, ihm die erquickende Kühle des Blätterdaches gönnen zu müssen! In diesem Gefühl, in dieser reuigen Anklage war sie nun ganz Weib und so hingebend, gerührt und weich, wie sie es früher nie über ihr kaltes Herz vermocht hätte. Sie wußte nicht, wie sie sich im Laufe dieser trüben Jahre zum Edeln durchgerungen hatte; aber es hauchte sie doch geisterhaft süß an, daß ihre ersten Gedanken nach diesem Schrecken so reine, so schuldlose und verzeihliche waren.

Da aber ergreift sie plötzlich die Vorstellung: Du hast den Brief im Park fallen lassen: er nahm ihn auf und du bist verloren! Sie sah sich um, der Brief war nicht da. In fiebernder Hast irrten die Augen auf dem Tische, auf dem Boden des Zimmers umher. Die Vorstellung, Theobald hätte den einst an ihn gerichtet gewesenen Brief gefunden, faßte sie mit einer Vernichtung, die dem Tode gleich kam. Sie sah im Geist einen Absturz von unergründlicher Tiefe vor sich und einen Engel mit dem Schwerte hinter sich, der sie zwang, hinunterzuspringen — in dem Augenblick fühlte sie es knittern in ihrer Hand. Sie hatte ein Papier krampfhaft in ihrer Linken. Jetzt fühlte sie es erst, sie öffnete das zerknitterte Papier — es war ihr Brief. Ach, das gab ihr einen tiefen Athemzug, das strömte ihr Lebensluft zu, wie es dem Erstickenden sein muß, dem es gelingt, ein Fenster aufzureißen. Es war Erquickung und Erschöpfung, wie immer, wenn auf einen äußersten Zustand von Angst und Schmerzen Hülfe und Erlösung folgt. Sie sank, halb entkleidet, auf ihr Lager und entschlief.

Dieser Schlaf, der eher einer Ohnmacht glich, dauerte nicht lange. Sie erwachte mit der aufgehenden Sonne. Es wär' ihr unmöglich gewesen, die Vorhänge herabzuziehen und sich jetzt erst völlig zu entkleiden. Sie

war in jenem wunderbar ekstatischen Zustande, der uns am Vorabend großer Plane, in der Unruhe einer Reise und ähnlichen den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Aufregungen befällt. Obgleich sie sich sagte, daß sie irgend einen großen Entschluß fassen müßte, so hatte sie doch eine Ruhe in ihren Bewegungen, eine Freude an diesem so sichtbar heraufkommenden Sonnenlicht und dem allmäligen Lebendigwerden ihrer Umgebungen, daß ihr Eines nach dem Andern, was sie vornahm, leicht von Statten ging. Sie war nahe daran, sich zu sagen, daß das Peinliche ihrer frühern Erinnerungen jetzt bei dem plötzlichen Anblick des verwirrenden Gegenstandes sich zu heben scheine und die Gefahr wohl auch nur in ihr, in ihrer Vorstellung gelegen hätte, nicht in dem Zauber eines unsichtbaren Bezuges selbst, der nun ganz natürlich sich legen würde. Sie wurde ruhig, ja muthig.

Gegen eilf Uhr ließ sich Theobald der Herrin des Schlosses anmelden. Sie hatte diesen Besuch vorausgesehen, sich im Stillen sogar darauf vorbereitet, und nun, da sie zum ersten Male mit dem Manne reden sollte, der, ohne es zu wissen, einen so entscheidenden Einfluß auf ihr Dasein ausgeübt hatte, nun fühlte sie es doch, als stritten Himmel und Erde um sie, als gingen alle Fesseln ihres geistigen Menschen auseinander. Erblassend,

halb leblos, hielt sie sich an den neben ihr aufgehäuften Polstern des Sopha fest und, Dank der Etikette, sie hatte nicht nöthig, bei Theobald's Eintritt mehr zu thun, als mit einer leisen Bewegung der Hand auf einen Sessel zu zeigen. Theobald, blaß und merklich gealtert, ergriff ihn mit sichtlicher Befangenheit. Nach dem stummen, unbewußten Drama, das seit Jahren der Poet unsrer Schicksale mit diesen beiden Menschen gedichtet hatte, jetzt erst die ersten gewechselten Worte!

Ich komme, begann Theobald, der gnädigen Frau Gräfin für die mir geschenkte freundliche Aufnahme meinen Dank zu sagen.

Wie ceremoniel das anfing! Idaline war es lieb, denn während einer leichten Verneigung konnte sie sich sammeln.

Ich bedaure nur, fuhr Theobald fort, Ihnen so lange zur Last gewesen zu sein.

Diese höflichen Wendungen! Idaline wollte sagen: Vergebung, daß ich Sie mir nicht genug zur Last gemacht habe, daß ich Sie ohne die Sorge und Pflege ließ, die mir die Kenntniß Ihres Namens würde zur Pflicht gemacht haben! Aber von Alledem kam nur sehr wenig hervor, ja vielleicht das Gegentheil dessen,

was sie sagen wollte, indem sie bemerkte: Die Mittel, die auf dem Lande zu Gebote stehen, sind beschränkt.

Das war denn der erste an Theobald gerichtete Laut aus diesem Munde. Er erröthete leicht und schwieg. Idaline fuhr jetzt fort: Wie ist Ihnen nur jene unglückliche Katastrophe begegnet?

Theobald erzählte, er hätte, von einer längern Reise zurückgekehrt, einen tiefer unten im Gebirge wohnenden Freund besuchen wollen. Seine Neigungen hätten sich in letzter Zeit der Naturkunde zugewandt. Bei einem Versuch, sich auf seiner Fußwanderung nach einem seltnen Steine zu bemühen, wäre er verunglückt. Ich war betäubt, fuhr er fort, und kam erst mehre Tage, nachdem ich mich schon in Ihrem Schlosse befand, zu klarem Bewußtsein. Ich hätte mich gern zu meinem Freunde, der nicht volle zwanzig Stunden von hier Pfarrer ist, bringen lassen, aber der Arzt hielt diese Reise für unmöglich. Als ich vollends den Namen der Besitzerin des Schlosses erfuhr —

Erfuhren Sie ihn?

Ich stellte mir wohl vor, wer die Gräfin Waldemar sein müsse. Vielleicht wäre ich gegangen, hätten meine Kräfte ausgereicht —

Hätt' ich den Namen des Herrn von Theobald erfahren —

Idaline stockte und setzte dann schnell gefaßt hinzu: Sie danken für die gute Pflege. Ich muß aber deshalb sehr unzufrieden mit mir sein. Ich wär' Ihnen eine größere Aufmerksamkeit schuldig gewesen.

Meinen Namen oder mir? fragte Theobald.

Der Name eines Menschen ist ja wohl nichts als die Erinnerung an ihn. In diesem Falle Ihrem Namen.

Sollten Sie, fragte Theobald überrascht, sollten Sie im Gewühl der Eindrücke, die Sie umrauschen und seit den letzten Jahren ohne Zweifel in ewigem Wechsel auf Sie eingedrungen sind, einen Namen behalten haben, der einmal das Glück einer, wenn auch nur flüchtigen Begegnung mit Ihnen hatte?

Mein Gedächtniß ist treu für Personen, weniger zuverlässig aber für Sachen.

Ein Beweis, daß Ihre lebhafteste Geistesthätigkeit die Phantasie ist.

Fühlen Sie sich jetzt gänzlich genesen?

Ich denke morgen weiter zu wandern.

Behüte! Sie würden mich mit dem Vorwurf zurücklassen, daß ich für Sie nichts gethan habe.

Gnädige Frau!

Ich meine einen Vorwurf, den ich mir selbst machen würde und fast auch schon machen muß. Sie werden eines bequemeren Zimmers bedürfen? Doch wie Sie wünschen!

Ich wünsche nichts, da schon in dem Ton, mit dem Sie diese gütige Bereitwilligkeit aussprechen, für mich eine so reiche Bescheerung liegt.

Die Rollen zwischen diesen beiden Menschen schienen umgetauscht zu sein. Theobald war von Allem, was er sah und hörte, überrascht. Willenlos hing er am Blicke Idalinens, der fest und sicher auf dem bleichen Antlitz des ihr geistig und auch persönlich so nahe gerückten Mannes ruhte.

Sie waren in Frankreich und England? fragte sie.

Nein, in der Schweiz und Italien.

Ich hätte glauben mögen, Ihr politisches Glaubensbekenntniß würde Sie eher nach Paris und London geführt haben.

Ich vermied diese Städte, gerade um in meinem Bekenntniß nicht irre zu werden.

Können Sie jene Freiheit schön finden, die in den schweizerischen Waldkantonen herrscht, wo das Volk vor dem Priester kniet?

Am Vierwaldstädtersee ist die Natur so erhaben, daß man darüber die Menschen vergißt. Uebrigens wer spricht von Freiheit? Man streitet nur über diejenigen Staatsformen, die dem Bildungsgrade der Nationen angemessen sind.

Vielleicht ist auch, sagte Idaline nach einigem Nachdenken, der Gehorsam, den man Priestern schenkt, keine Demüthigung vor Menschen, sondern eine vor Gott.

Mit diesen und ähnlichen Wendungen entspann sich ein sehr lebhaftes anregendes Gespräch. Bald widersprechend, bald beistimmend, verrieth Idaline, daß sie nicht nur die geistige Entwickelungsgeschichte Theobald's nach seinem Rufe kannte, sondern sich auch grade jetzt durch eigne Untersuchung gründlicher mit ihr bekannt machen wollte. Theobald's Erstaunen, in ihr ein Wesen zu finden, das alle frühern Vorstellungen von ihr, alle Erkundigungen und Tagesgerüchte Lügen strafte, konnte nicht größer sein, als ihr eignes über sich selbst, über die Geläufigkeit ihrer Rede, über den freien Verkehr auf ihr sonst so fremden Gebieten. Das Ueber-

raschendste war ihr aber eine unaussprechliche Heiterkeit, die ihre ganze Seele erfüllte. Als Theobald ging, als sie ihm in unbefangenster Weise die Mittel des Schlosses so lange zur Verfügung stellte, als er von ihnen Gebrauch zu machen wünschte, als dies ganze verhängnißvolle Zusammentreffen vorüber war, begriff sie nicht, wie sie je davor hätte zittern können. Sie war so befriedigt, daß sie sich fast fröhlich hätte nennen können. Hätte sie an die Zukunft gedacht, diese würde sie vielleicht nicht mehr geschreckt haben. Diese räthselhafte Liebe hatte ohne Zweifel aufgehört. Das Geheimniß war entschleiert. Ihr Herz stand ihr offen Rede und sie hätte ordentlich suchen müssen, um einen Vorwurf zu finden. Hätte Waldemar sie unsichtbar beobachten können, er würde ausgerufen haben: Der Zauber ist gelöst: Der Anblick dessen, was sie liebte, hat sie geheilt: sie ist wieder mein und wird es bleiben!

8.

Und in der That, in Idalinen war der heiterste Friede eingezogen. Nichts peinigte, nichts ängstigte sie mehr. Hätte sie sich geprüft, sie hätte sich vielleicht sagen dürfen: Es ist vorüber. Unglücklicher waren Theobald's Stimmungen. Am Tage nach dem ersten Wiedersehen schrieb er an seinen Freund:

„Georg, ich muß fort von hinnen. Vergieb, ich habe sie gesehen, ich habe gefehlt gegen Dein Gebot — o Georg, ich muß fort. Das ist furchtbar, was dieser Anblick in mir aufwühlte, und mehr als der Anblick, ich habe den Ton ihrer Stimme wieder gehört, und diese Stimme sprach zu mir und das dauerte eine Stunde, eine Stunde, die mir wie ein Traum verronnen ist. Ich muß fort.

Das Versprechen, das ich Dir gab, bisher hatt' ich es redlich gehalten. Ich verschwieg meinen Namen. Ich verbarg mich. Ich besuchte den dunkeln trauten Blätterhain hinter dem Schlosse mit Anbruch der Nacht. Aber warum sind diese Nächte so hell? Warum diese Boskette und Gänge so labyrinthisch verschlun-

gen? Ich stand vor ihr wie vor einer der marmornen Göttinnen des Gartens, geisterhaft beschienen vom Mondlicht. Aber es war kein Marmorbild, es war eine athmende Brust, die zu zerspringen drohte wie die meine. Ich sahe die Ueberraschung dieser unerwarteten Begegnung. Es fehlte nichts, als daß ich von ihren Lippen meinen Namen gehört hätte. Durft' ich nun gehen und nicht wenigstens das Eine sagen: Dank!?

Ich sah sie wieder, Georg, und es ist mir, als wäre sie noch schöner geworden. Noch schöner? Male Dir's aus mit Dichterphantasie. Nimm Deine hellsten Farben, Deine leuchtendsten Bilder, schmelze die Göttinnen Deines ganzen Parnasses zusammen und Du hast die Idaline von früher. Und nun die, die ich wiedersah! Sie mag Einiges verloren haben von dem Schmelz, der wie Frühthau auf der ersten frischen Jugendblüte liegt, aber diese Ehe hat der vollen erblühten Schönheit etwas hinzugelegt, einen Hauch über diese Gestalt gestreift, der unbeschreibbar ist. Wie sie so mehr lag als saß auf dem gelben Sopha im himmelblauen Kleide, die Vorhänge der Fenster roth und weiß — nein, ich schäme mich dieser Schilderung; denn sie kann wie Sinnentaumel klingen und ist es vielleicht, drum fort! fort!

Ich fand sie auch geistig ganz verändert. Nicht die Spur mehr jenes herben Beigeschmacks, der all die Süße ihres Wesens früher verdarb. Der Ton hat einen andern Accent; ich möchte sagen, ihre Sprache ist trochäischer geworden: nicht mehr so jambisch anstürmend wie früher. In Trochäen dichten die Spanier ihre Romanzen. Georg, zittre nicht für meinen Verstand! Morgen reis' ich."

Einen Tag später.

„Ich bin doch noch einen Tag geblieben, weil ich fahren will und sich die Gelegenheit nicht recht machen wollte. Auch hatte ich gestern Abend wieder einen Fieberanfall, der den Arzt mehr Wunder nahm als mich. Ich hatte den Nerven auf Einmal zu viel geboten. Das Wetter hat sich geändert. Es ist Regen eingetreten, der die Natur erfrischt, mich aber auf dem Zimmer hält. Meine jetzige Wohnung ist viel belebender als die frühere. Meine lebhafteste Unterhaltung ist der freie Blick auf die freilich fast den ganzen Tag verhängten Fenster der Gräfin. Die Rückkehr des Grafen soll noch Anstand haben. Wissen mußt Du doch, wie schwer es mir auch wird, es

niederzuschreiben, daß sich diese beiden Menschen, wenn man anders ihn neben ihr nennen darf, mehr als menschlich lieben sollen. Du siehst, es wird nun wieder Alles recht kahl, ruhig und mitten im Sommer schon herbstlich für mich.

Seit man mich kennt, werd' ich allerdings mit rücksichtsvollerer Aufmerksamkeit behandelt. Ich lege mir das, was vielleicht nur Höflichkeit ist, als weibliche Gutmüthigkeit aus. Vor mir steht eine zierliche Krystallschale, ausgelegt mit frischen Weinlaubblättern und überhäuft mit den frischesten Gartenerdbeeren. Zerstör mir diese Einbildung nicht, wenn ich Dir gestehe, daß ich etwas von einer ordnenden zarten weiblichen Hand in meiner Nähe fühle, ein Walten freundlicher Besorgniß, wie diese Tugend so tief in der weiblichen Natur begründet ist und einen Zauber verbreiten kann, der oft das Geheimniß mancher an sich kaum glücklichen Ehe ist. Es sind aber nur die edelsten Frauen, die diese Abwechselung zwischen männlichem Muth und männlicher Schwäche sinnig zu benutzen wissen.

Seit zwei Tagen bin ich nun Idalinen nicht wieder begegnet. Ihre Fenster liegen mir gerade gegenüber. Zuweilen weht es geheimnißvoll an den Vorhängen, aber ich erblicke nichts. Nur mein Ohr saugt

ihre Nähe ein. Sie ist eine Meisterin im Clavierspiel. Ich begreife nicht, wie wunderlich sich dies Wesen einst zur Welt stellen konnte, wie auffallend die Welt sie mißverstand. Ich kenne die Mehrzahl dieser Schubert-schen Lieder, die sie spielt, aber nie hab' ich diesen Vortrag gehört. Selbst berühmte Virtuosen müssen in der eigenthümlichen Behandlung der Uebergänge aus dem sanften in das stärkere Colorit vor ihr zurücktreten. Sie haucht diese Bilder hin wie Wellenschlag. Es tönt in ihnen eine Melancholie, der man das gleichmäßige heftige Pulsiren der beengten Brust anhört. Man fühlt dieses Auf- und Abwogen, dieses Ab- und Zulassen des Tones, dieses rhythmische Schaukeln des musikalischen Gedankens — es ist Sprache, höchste Beredtsamkeit, Poesie. Georg, ich bin sehr glücklich, wenn ich diese wortlosen Lieder höre, und sehr unglücklich, wenn sie verstummen. Ich reise. Eine Gelegenheit bot sich heut von selbst dar."

Den 3ten.

„Ich bin immer noch hier und werde wol noch einige Tage bleiben, da das Wetter sich nicht halten will. Heut Nachmittag gegen 5 Uhr schien Hoffnung

zu dauerndem Sonnenschein. Die Natur ist so übermäßig getränkt worden und bei einem einzigen Sonnenblick scheint es, als hätte diese Erquickung nur ein leichter Morgenthau bewirkt. Die Terrasse vor dem Schlosse ist mit feinem Kiese bestreut. Im Nu war sie trocken und die Orangenbäume mit dem glänzenden Grün ihrer Blätter thaten sich wieder wohl an der Sonne. Ein blau und weiß gestreiftes großes Segeltuch wurde von den Bedienten niedergelassen. Man machte Anstalten zum Thee oder Kaffee, den man im Freien nehmen zu wollen schien. Während eine Kammerfrau die Tassen ordnete, trat Idaline groß und hehr aus dem Schlosse. Sie hatte ein Körbchen mit weiblichen Arbeiten in der Hand und setzte sich unter dem Segeltuche nieder. Ich hielt mich nicht. Ich mußte hinaus. Scheinbar harmlos vorüberschreitend, begrüß' ich die Gräfin. Sie winkt mir. Ich steige die wenigen Stufen, die zum Plateau führen, hinauf und trinke Thee oder Kaffee, ich weiß es nicht mehr, auf einem kleinen Feldstuhl ihr gegenübersitzend. Das zweite Mal, daß sie mit mir redet, und wie bekannt wir schon sind! Wie ich mich nur nehmen mag, ich weiß es nicht. Sie kennt meine Lebensgeschichte und verräth eine gutmüthige Neugier, sich Alles auszumalen, was ich innerlich und äußerlich

schon gelitten habe. Es ist eine Sphäre, die ich gern vermeide, weil ich nicht lange in ihr verweilen kann, ohne leidenschaftlich zu werden. Mitten im lebhaftesten Gespräch, stockte sie plötzlich. Ich besann mich, worüber, und fühlte in diesem Augenblick die Glut meiner Mienen, das tolle Feuer der Augen, all den Zorn, der mich in diesen Mittheilungen überkommt. Ich blickte beschämt nieder und weiß nicht, ob ihr diese Heftigkeit gefiel oder unheimlich schien. Ihre Bildung zeigte sich aber auch hier im schönsten Lichte. Ich nenne es höchste Bildung, so sehr Virtuos zu sein in der Unterhaltung, daß man wie ein guter Componist jede Dissonanz, jeden grellen Effekt mit spielender Grazie in eine sanfte neue Tonart aufzulösen versteht. Sie beherrschte das Gespräch mit einer Sicherheit, daß ich, als ich nach länger denn zwei Stunden mich erhob, mir sagen mußte: Bei aller Reife und Abgeschliffenheit durch das Leben hab' ich etwas Kindisches behalten! Als ich ging und meiner Aufregung allmälig mächtig wurde, war ich ganz unzufrieden mit mir. Ich habe mich so kahl ausgesprochen, daß mir mein Gespräch wie eine große Betise vorkommt. Ich kann nicht eher fort, eh' ich diese Scharte nicht ausgewetzt, diesen Fehler nicht verbessert habe."

Den 5ten.

„Vielleicht war das neuliche Gefühl der Unzufriedenheit mit mir selbst nur jene Eitelkeit, die mit dem Wesen der Liebe sehr eng verschwistert sein soll. Woraus entsteht Liebe? Woraus saugt sie ihre Nahrung? Aus dem erkannten wechselseitigen Werthe. Man scheint der Welt so wenig und Einem bedeuten wir so viel? Doch was verirrt sich die Liebe hierher!“

Den 6ten.

„Ich sehe nun Idalinen sehr oft. Sie ist ein Luftkind, das nicht lange in den Zimmern aushält. Es ist ihre Natur, unter ihren Blumen, unter den Akazien des Parkes zu weilen, und ich sehe darin ein großes Glück, ihr so oft zu begegnen, aber auch nur Glück, nur Zufall, kein Geschenk. Ich begleite sie, wenn sie irgend einen landschaftlichen Punkt aufnehmen will. Sie ist keine kunstvollendete Malerin, aber sie skizzirt gewandt und hat einen feinen Blick im Entdecken malerischer Prospekte. Die vom Park aus sich bildenden

sind alle zu regelrecht und bringen nur jene mehr fashionabeln, als wirklich pittoresken Verschiebungen und Gruppen landschaftlicher Gesichtspunkte hervor. Wir werden tiefer ins Gebirge müssen, was mich glücklich macht, sollt' ich dabei auch nichts thun, als den Esel führen, auf dem sie reiten will."

Den 7ten.

„Ach, Georg, dieser Brief nimmt den Charakter eines Tagebuches an. Ich schick' ihn nicht mehr ab. Was wirst Du dem saumseligen Freunde zürnen? Ich fürcht' auch, ich zeige Dir nie diese Zeilen, die niederzuschreiben für meinen Zustand Bedürfniß wird. Wir waren mitten in der wildesten Gebirgspartie. In weiter Ferne, ganz im Blau verschwimmend die Schneekoppe. Ein schneckenförmig geschlängelter Weg führt tief in einen Bergkessel hinein, aus dem ein Kirchthurm mit grauem Schieferdach mitten aus Wald und Wiese hervorlugt. Es war schwer, dieser Vogelper spective malerisch beizukommen. Der Tag ging fast darauf hin, und als wir den Punkt hatten, der uns ein Bild bringen konnte, war die Beleuchtung verdüstert. Es regnete leise. Die Bedienten waren mit

dem Gepäck etwas weit zurückgeblieben. Um uns zu schützen, mußten wir schnell in eine kleine Kapelle eilen, die am Wege stand. Der Raum von der offenen Thür bis zu dem Gitter, hinter welchem eine bunt geputzte Mutter Gottes stand, war so eng, daß kaum zwei Feldstühle Platz hatten. Es war eine süßpeinliche Situation. Idaline schien beklommen und ich weidete mich daran. Welch ein Unterschied in den magnetischen Rapporten — draußen und drinnen. Draußen gehört Idaline dem Ganzen. Sie vertheilt sich an Raum und Berg; sie ist ein Theil im All und verschwimmt in Luft und Duft. Drinnen, in so enger Begrenzung, ist sie ein Ganzes, nur sich gehörend, nur auf sich selbst bezogen. Ich glaube, es macht sich auch mehr Liebe im Zimmer als in freier Luft. — Endlich kamen die Bedienten mit Mänteln und Regenschirmen, und obgleich das Wetter sich noch nicht aufgeklärt hatte und sie in der Kapelle noch hätte ausharren können, so trieb sie doch eine unverkennbare Angst von dannen. Wir dürfen, sagte sie, als ich ihr zu bleiben zuredete, wir dürfen den Frommen nicht den Weg zu ihrem Heile versperren."

Den 10ten.

„Wie diese Tage schwinden! Sie kommen und gehen und mein Gefühl ist, als schwebt' ich über ihnen, als lägen Raum und Zeit tief unter mir. Meine Hand zittert, indem sie die Frage niederschreibt: Könnt' ich Idalinen Bedürfniß werden? Könnte sie mich entbehren? Die Abreise ist weiter hinausgerückt als je. Ich nehme Theil an Allem, was sie selbst beschäftigt. Es ist so viel, daß uns trennte, geebnet, wir stehen auf so gleicher horizontaler Erde, daß ich oft versucht bin, ihre Hand zu ergreifen und vor ihr niederzustürzen. Und doch brächten mich nicht tausend verlockende Geister dazu — —

Heut ist das Kirchweihfest im Dorfe. Sie wird hinuntergehen und sich unter die Freuden der Bevölkerung mischen. Man liebt sie. Idaline, die sonst Alles abstieß, sie ist für die Herzen ein Magnet geworden. Sie hat mir die rührendsten Aufschlüsse über ihren Bildungsgang gegeben. Ihre Stimme zittert, wenn sie die Anklage gegen sich selbst beendet hat und sie jener geheimnißvollen, mir räthselhaften Zeit sich nähert, wo mit ihr muß eine gewaltsame Ver-

änderung vorgegangen sein. Noch gestern — doch die Glocke tönt aus dem Thale herauf und ruft zu dem ländlichen Feste. Ich eile, diese Freuden und die Königin aus der Ferne zu beobachten."

Später.

„Ich war bei dem Feste und bin außer mir vor Zorn. Georg, ich komme! Diese Zeilen sind kein Tagebuch, sondern ein Brief, der Dir gehört, wie mein unglückliches Herz. Denke Dir, ich komme hinunter in das festlich geschmückte, von der jubelnden Menge bunt belebte Dorf. Schon hat sich ein festlicher Zug in Bewegung gesetzt. Die jungen Landleute mit Bändern an den Hüten, die Mädchen mit Blumensträußen, voran eine Dorfmusik, die später zum Tanze aufspielen sollte. Unter einigen Bäumen sah ich die herrschaftliche Equipage stehen. Die Gräfin war ausgestiegen und hatte sich mit einer Leutseligkeit, deren sie früher nie fähig gewesen und die ihr jetzt wie der natürliche Ausdruck eines guten Herzens stand, unter die fröhlichen Menschen begeben. Wie diese meiner ansichtig werden, öffnen sie ihre Reihen, bewillkommen mich, da ich mir bei meinen Wanderungen un-

ter ihnen Freunde erworben hatte, wie einen Einheimischen, der zum Feste gehöre, und wenden mir die gleiche Huldigung wie Idalinen zu. Die Scene wurde peinlich. Der Welt gegenüber so mit ihr vereint, so ohne Ueberlegung von den Menschen mit ihr zusammengestellt — ich fühle, es war ein gefahrvoller Augenblick. Sie wurde abwechselnd blaß und glühend und als ich unschlüssig zauderte, sagte sie mit einer Entschlossenheit, die mir wehe that und doch vielleicht der Ausdruck der höchsten Vertraulichkrit sein konnte: Entfernen Sie sich doch! Ich riß mich los und wußte, daß ich es nun für immer muß!"

Später.

„Sie hat mich für heut Abend zum Thee entboten. Ich werde sie zum ersten Male wieder auf ihrem Zimmer sehen, aber es wird, es kann nur sein, um Abschied zu nehmen auf ewig!"

Den 11ten.

„Es giebt keine Worte für meinen Zustand. Wenn ein Schiff auf weiter Meeresfahrt an einer einsamen

menschenleeren Insel landet, die Mannschaft steigt aus, das Signal zur Rückkehr ertönt, Alles eilt, wieder an's Ufer zu kommen, nur Einer verspätet sich, Einer ist unter einem Baume entschlummert, Niemand weckt ihn, er erwacht endlich, rafft sich auf und sieht sich allein auf der wüsten Insel, das Schiff schon in weiter Ferne, ein nie erreichbarer einziger Punkt!

Ach, auch mein Lebensschiff ist hin und nimmer kann es wiederkehren! Ich weiß, daß Idaline mich lieben könnte, mich vielleicht liebt, wenn auch ewig ihr Mund stumm bleiben, ihr Herz sich nie verrathen wird. Ich weiß es. Wer hat es mir vertraut? Die Luft, die Erde, der Himmel? Ich kann nicht sagen, wer. Aber ich weiß es. Ich weiß es seit jenem Abende, Georg, wo sie mir zum ersten Male die Hand reichte und sagte: Verzeihen Sie mir! Mir schwanden die Sinne, ich wankte, das Blut drang mir empor und preßte mir die Stimme fort. Ich konnte nicht reden. Einer langen, langen Weile bedurft' ich, um mich zu sammeln und aus dieser Betäubung zu erwachen. In ihr ging dasselbe vor, wir sprachen von der Welt und ihrem Glauben, von Freiheit und Selbstbestimmung. Es waren Worte, die weniger verriethen als jene Pause. Es kann aber, es darf nicht sein und so will ich hinausziehen in die Welt als ein Träu-

mender, der dem Leben nicht mehr angehört, unbekümmert, ob ich, hinwandelnd am Rande der Abgründe, stürze und zerschmettert in die Tiefe sinke."

Längst vorüber war die Zeit, wo Waldemar versprochen hatte, wiederzukehren. Die Geschäfte, die ihn fesselten, zogen sich in die Länge. Der schönste Theil des Sommers schwand und von Verschub zu Verschub blieb zuletzt nichts übrig als die Möglichkeit nur, noch Idalinen selbst abzuholen und auf dem Schlosse, wenn der Herbst sich schön anließe, höchstens noch einige Tage zuzubringen.

Waldemar fand es in seinem wohlwollenden Gemüthe natürlich, daß Idalinens Briefe seltener und kürzer wurden. Er hatte sie anfangs von Woche zu Woche auf seine Rückkehr vertröstet und konnte daher ihre Briefe aufnehmen als kurze Grüße, deren schriftliche Abfassung ihr ja nun bald überflüssig erscheinen müßte. Als er endlich mit der vollen Wahrheit heraustrat, daß seine Rückkehr bis zum Herbst hinausge-

schoben werden müsse, da schob er die Schuld ihrer einsylbigen Briefe auf den Mangel anregender Erlebnisse. Wie still ist in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, sagte er sich, der Verlauf des Tages! Wie wiederholen sich in ewigem Einerlei die Erscheinungen! Ein solcher Landaufenthalt, so reich er für den Genuß sein mag, so wenig bietet er der Schilderung. Ja, Waldemar war so gewöhnt, über Alles den Mantel der Entschuldigung zu werfen, daß er sogar den Genuß bezweifelte und sich dachte: Wer weiß, ob sie mir nicht im Stillen zürnt und diese lange Entfernung wie ein Exil ansieht! Jedenfalls war der Sommer zerrissen und durch seine ewigen Vertröstungen wider Versehen eine Art Flickwerk geworden. Seine Harmlosigkeit ging so weit, es sogar natürlich zu finden, daß zuletzt Idalinens Briefe gänzlich ausblieben. Seine Rückkehr war vor der Thür und er ermangelte nicht, ihr nun diese in den herzlichsten Ausdrücken anzukündigen.

Die Wirkung dieses Briefes war für Idalinen furchtbar. Die heitre Stimmung, die sie den Sommer über beglückt hatte, war hin. Jetzt erst verstand sie diese entsetzliche Ruhe, die sich aller ihrer Gefühle bemächtigt hatte. Die Liebe, die sie sich gedacht hatte auftretend in ganz anderer Gestalt, in der Gestalt

von Aufregungen, Wallungen, namenlosen Ueberwältigungen, die Liebe war ihr wie ein spielendes Kind, wie eine schöne Schlange unter Blumen erschienen. Sie hatte die Liebe und mit ihr das Glück der Liebe! Seltene Gabe des Himmels! Seltener Sonnenschein der unscheinbar, still beseligenden Freuden, der ihr leuchtete, der sie erwärmte, ohne daß sie Auf- und Niedergang sah, ohne daß ihr Auge ein einzigmal einen zuckenden Schmerz, ihr Innerstes je eine plötzliche Blendung empfunden hätte. Nun erst fragte sie, wie das Alles? Wodurch? Sie schauderte, als sie sich gestand, durch die Liebe?

Der gnädige Herr kommt in drei Tagen, hieß es im Schlosse. Das war für sie in diesen Sälen und Corridoren ein martervolles Echo. Wie von dunkeln Schatten verfolgt, irrte sie im Schloß umher. Sie war ihrer nicht mehr mächtig, ihres nächsten Willens nicht mehr gewiß. Das schwankte und tanzte Alles um sie her, das hatte keine sichere Formen mehr, das war ein Chaos, in dem sie kaum mehr athmete, ein Gewühl, in dem sie erstickte Dämonisch faßte sie die dürre Hand des Vorwurfs, ein Furienhaupt grinzte sie an und spottete: Treulose! Waldemar trat ihr entgegen, wie ein Heiliger, vor dem sie sich winden müsse auf den Knien, wie ein Märtyrer, dem sie die blutigen

Wunden küssen müsse, und sie hatte ihm diese Wunden geschlagen, sie, die ihn schon einmal getäuscht hatte und ihn nun zum zweiten Male täuschen mußte!

Und sie hatte eine Scene mit Theobald gehabt, die, an sich rein, nicht mehr zu widerrufen war. Noch halb in jener traumhaften Dämmerung, die diese beiden Menschen wie in einen sorglosen Schlummer eingewiegt hatte, noch nicht geweckt von dem Donnerschlage der Ankündigung, daß Waldemar in drei Tagen auf dem Schlosse sein würde, hatte Theobald jenes Abends erwähnt, wo sich beide zum ersten Male auf dem mondbeschienenen See gesehen hatten. So oft Theobald eine solche Fahrt auf dem Bassin des Parkes vorschlug, hatte Idaline ihn damit abgewiesen. Sie vermied von jenem Abende zu sprechen, und klar, voll, durchempfunden hatte er noch nie wieder vor ihnen gestanden. Heute zum ersten Male floß der Mund von dem über, was das Herz verschweigen mußte. Noch standen sie beide, äußerlich ungefesselt, sich gegenüber. Noch hatte Theobald für Idalinen, Idaline für Theobald keinen unwiderleglichen Beweis. Aber an diesem Abend war mit dem Anfang das Ende gekommen. Der Anfang war die nächtliche Fahrt auf dem See. Sie machten sie im Geiste wieder, sie ruderten im Geiste wieder durch Schilf und Wasserlilien, Theobald stand oben mit dem

Ruder, Idaline saß eingehüllt in ihren Shawl und blickte in die Tiefe. Da erwähnte Theobald des Ringes und in dem Augenblick, als Idaline auf die einfachen Fragen: Erinnern Sie sich des Ringes? Wie sah er aus? Haben Sie ihn vermißt? sagen mußte: Es war mein Verlobungsring! in dem Moment dieses Geständnisses hielt die zitternde Stimme, die quillende Thräne im Auge, das bebende Herz im Busen nicht mehr Stand und Theobald lag zu den Füßen eines Weibes, das durch einen höhern räthselhaften Zauber ihm bestimmt gewesen schien und das er verloren hatte — verloren durch den Stolz, durch den Trotz, nicht wahr sein zu können — verloren durch die Unfähigkeit, sich der Welt zu geben, wie man denkt und wie man fühlt. „Diesen Ring zog das Verhängniß ab und doch —“ war Alles, was er stammeln konnte, und aus Idalinens aufgelöster Wehmuth, aus ihren wild hervorstürzenden Thränen hörte man nur das Eine: Theobald! Theobald!

Sie mußten sich aufraffen aus dieser Situation. Sie wurden gestört. Es war schon tief in der Nacht. Sie mußten abbrechen, mitten in diesem Gewitter ihrer Seelen. Theobald stürzte hinaus. Er war seiner nicht mehr mächtig. Es trieb ihn hinaus in den Park,

er durchstreifte das Gebirge, er merkte kaum, daß es Nacht war und der Morgen graute.

Am andern Tag erwartete er einen Bescheid. Idaline hielt sich verschlossen. Waldemar hatte geschrieben, seine Ankunft angezeigt. Sie schrieb es ihm in zwei Zeilen. Theobald küßte diese Züge, die von der geliebten und liebenden Hand kamen, sah stumm zu Idalinens Fenstern hinauf, sah sie noch einmal, wie sie an die Scheiben lehnte und an das kalte Glas die heiße Stirne drückte, er bestieg ein Pferd und ritt, mit zerrissenem Herzen Abschied nehmend, unschlüssig über die Zukunft, den Schloßweg hinunter dem Thale und der Gegend zu, wo sein Freund wohnte.

Idalinens Verzweiflung ist nicht zu schildern. Die Stunden bis zur Ankunft Waldemar's waren ein einziges Fieber. Wenn sie auch Alles sah, was um sie vorging, sie lebte nicht mehr. Schaudern ergriff sie, wenn sie dachte, warum geht Theobald, warum nimmt er mich nicht mit hinweg, hinaus in die Welt, in die Verachtung der Menschen? Sie glaubte ihn zu sehen, wie er ihr winke, sie fühlte, wie er sie mit männerstarkem Arme ergriff, vor sich auf ein muthiges Roß setzte und hinuntersprengte in die Ferne, fort, fort, ein Glück der Liebe, das sie anhauchte wie

Küsse der Liebe, umspielte wie Kosen der Wellen, sie hinunterzog in die süßesten Wonnen des Besitzes. Mitten in diesen halb bewußten, halb unbewußten Fieberträumen erklang der Huf eines heransprengenden Pferdes. Idaline schrie auf. Es war ein Jokei, der vorausgeeilt war und die Ankunft Waldemar's für die nächste Stunde ansagte.

Herr von Theobald, erzählte der Diener, ist uns ja auf unserm Fuchs begegnet. Er wird ihn doch wohl wiederschicken? Wie der Graf den Fuchs sah, erkannte er ihn und fragte, wer ihn ritte. Herr von Theobald, sagten wir. Er wurde ganz blaß vor Erstaunen und fragte: Woher wir Herrn von Theobald kennten? Ei, nahm ich das Wort, er hat den Sommer über auf dem Schlosse gewohnt —

Idaline starb in diesem Augenblick; denn das, was sie aufrecht hielt, war nicht Leben mehr. Todtenbleich hing sie an des Dieners Munde und nahm seine Rede mit einer so furchtbaren Spannung auf, daß dieser vor Schreck verstummte. Zögernd fügte er hinzu, der Graf hätte sich darauf abgewandt, die Zügel der Kalesche selbst ergriffen und wild, ganz wild die Peitsche geschwungen —

Indem hörte man den Lärm eines heranrasselnden

Wagenzuges dicht in der Nähe. Sie kommen, rief der Diener, eilte hinaus und Idaline –

Idaline horchte auf, sah sich eine Weile im Zimmer um, riß die Thür auf, eilte, wie von Furien gepeitscht, die Stiege hinunter, riß die große Flügelthür des hintern Eingangs zum Schlosse auf, stürzte über die Beete und die gekieselten Wege in den Park, an den See — und verschwand.

Theobald lebt noch in der Schweiz als Mineralog. Seine Wanderungen in die Gletschergegenden, um die Wissenschaft zu bereichern, setzen ihn täglicher Lebensgefahr aus. Er ist düster, lebt einsam, nur im Umgang mit Führern, die ihn auf seinen Excursionen begleiten. Diese behaupten, er suche den Tod.

Waldemar will im Staatsdienst, wie man sagt, den Schmerz betäuben und den Verlust verschmerzen, den er im zweiten Jahre seiner Ehe zu allgemeinem Bedauern der Residenz und dem Beileid des ganzen Landes erlitt. Idaline, Gräfin Waldemar hatte nämlich, wie man erzählt, das Unglück, auf einem der

Güter ihres Gemahls an einem gefährlichen tiefen See auszugleiten und rettungslos in einem Augenblicke zu ertrinken, als die Dienerschaft des Hauses beschäftigt war, den eben von einer Reise ankommenden Grafen zu bewillkommnen. Der Graf ist seitdem in eine Melancholie versunken, die auch sein Leben zu bedrohen scheint. Um den See hat man ein Gitter gezogen.

— — — — — —

Ehe wir von Weiterem aus Gutzkow's Leben erzählen, möge hier noch eine Probe einer besondern Darstellungsweise folgen, welche unser Autor nicht selten in Anwendung bringt, und die wir eine historisch-politisch-biographische nennen möchten. Wir finden unter Gutzkow's Schriften mancherlei Derartiges, unter Anderm einen vortrefflichen Band „Oeffentliche Charaktere", welcher 1835 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien. Wir entnehmen demselben die nachfolgende Skizze über Chateaubriand.

Chateaubriand.

Wenn man sich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Wintersonne, denken kann, Martinez de la Rosa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, gesetzten Zügen, und einen goldnen Ring an dem zarten, poetischen Schreibfinger, so giebt es für Franz August Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorstellung, als die des Jünglings.

Wer glaubt es, daß Chateaubriand ein alter Herr ist, der in wenig Jahren seinen siebenzigsten Geburtstag feiern wird? Er, den wir uns noch immer von etwas phantastischem Aeußern denken, als den letzten Kreuzfahrer, der nie stirbt, immer bereit, noch mit

neuen Epochen der Geschichte in Collision zu gerathen, ein junges Mädchen zu besingen und Thorheiten zu begehen?

Ihr werdet wenig Menschen kennen, welche mit so viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand hat die unverwüstliche Physiognomie der Naivetät, die er mit in's Grab nehmen wird. Er blieb sich immer gleich, ein schüchterner junger Mensch, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überrascht von Allem, ohne Voraussicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig und ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand ist ein Greis geworden, ohne ein Mann gewesen zu sein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er seine Erfahrung für eine feindselige Macht, die ihn überall enttäuschte. Alles, was ihm geschah, hielt er für eine Vorbereitung, und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen werde, wo er von seiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Aber darüber ist er alt geworden, seine Jugend hat bis an sein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters gewesen sein, so müßte seine Verzweiflung jetzt tragisch und des tiefsten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt diesen Widerspruch nicht: es giebt

Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte; er lebte ohne Plan, er hatte das sonderbare Schicksal, immer zu spät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas besessen zu haben; er ist oft gefallen, ohne daß er je aufrecht stand; man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das ist es: Chateaubriand erwartete nichts; man versprach ihm nichts, man schmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es ist niemals Jemand mit so wenig Opfern unglücklich gewesen; wenn er fiel, so that er sich selbst am wenigsten wehe. Chateaubriand will Märtyrer sein; er will neben den Opfern Diocletians und den eilftausend Jungfrauen genannt sein. Das ist ein Scherz; aber lacht darüber nicht! Es ist ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem sonderbaren Greise noch zum Trost übrig? Nennt ihn also Märtyrer, wenn er auch für Niemanden untergegangen ist, als für sich selbst!

Wir haben Goethe gehabt; wir wissen, was historischer Indifferentismus ist. Männer von den größten Geisteskräften matteten sich an kleinen Verhältnissen, an geräuschlosen Zeiten ab. Stürmische, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe, und da, wo die Stärksten hätten stehen sollen, sahen wir

Cretins. Männer von Genie sind vor großen Ereignissen geflohen. Das Erhabene ist vielfach verkannt worden, und nicht selten von denen, die ihm am verwandtesten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müssen eine Stufe herabsteigen. Chateaubriand erhielt von der Natur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten fassen mußte. Er war ein junger Mensch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigensinnig, er wußte noch nicht, worauf? Da er zögerte, so faßte ihn der Wirbelwind unsrer großen Zeitgeschichte, und warf ihn aus seinem Strome heraus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädestinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, so wenig bedurfte seiner die Zeit. Aber seine Geburt, seine Verwandten und sein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten hinein, in die er gar nicht gehörte. Die wichtigsten Dinge, Ereignisse, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine ordinäre Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Hasen, welche er in seinem Tornister von Thionville trug. Für den jungen blonden Menschen war die Zeit eine Familiengeschichte geworden, in welcher seine Vettern und Großoheime die

Hauptrolle spielten; kurz Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem bestimmt.

Er sah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte sich gar nicht, sie zu beschämen, ja er würde sie auch niemals überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die Hand gegeben hätte, der mit seiner ganzen schreckhaften Einseitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es ist unerwiesen, wer ihm den ersten Anstoß zum Christenthum gegeben hat, die Wälder Amerika's, die Erinnerungen Pascals, oder eine Wiederholung jenes Blitzstrahls, der einst auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus ein so großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen diesen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottlose seiner Schrift über die Revolutionen vorwarf, an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Gesangbuch, welches sie auf der Flucht dort hatten liegen lassen, erinnerte, und damit eine Präcision der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn anfangs selbst überraschen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er

bestieg: er galoppirte damit über Meer und ferne Länderzonen, klatschte mit der Peitsche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, als sollte es da fressen, tränkte es im Jordan, und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er schon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don Quixote des Christenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre heran, als den Schmelz seiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Posaunentone des Weltgerichts hätte sprechen müssen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich allenfalls Mode werden konnte, einen heiligen Ernst hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück in die Mode zu kommen; man interessirte sich für ihn etwas mehr, aber nicht viel, als für Abel Remusat, der die indischen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verstand; er verwechselte das Christenthum mit sich, hielt sich für unfehlbar und beging so viel Thorheiten, daß man ihn schnell bei Seite schob.

Jetzt aber saß der edle Vicomte einmal mitten

drinnen in den Geschäften; die Weltgeschichte war bis an seine Antichambre gekommen, er hatte sich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blasen lernt, auf die Höhe der Zeit gestellt; es kann nirgends so verworren aussehen, als in Chateaubriands Kopf und in seinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieser Spätling der Croisaden sich selbst nach seinen neusten Unfällen schon in die Zeit zurecht gefunden hat. Fordre er keine neue Collision heraus; sie würde ihn unfehlbar in Versuchung führen. Chateaubriand hat kein Geschick für die Geschichte. Goethe wollte seine Zeit nicht verstehen; Chateaubriand verstand sie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern neulich der gutmüthige, oft kindische Plauderer Jules Janin, welcher eine Parallele zwischen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie sie sich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in diesem Falle nichts ist, als eine Tragikomödie derselben, ein Roman, zusammengesetzt aus Gelächter und Thränen.

Wo ist hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo sind die Schlangen, die er schon in seiner Wiege erdrückte?

Welche greise Seherin hat die Hand auf sein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten gesegnet? Wie schwer wiegen wohl die Schilde, die er aus seinen ersten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieser Maaßstab paßt hier nicht; Chateaubriand kömmt erst nach seinem dreißigsten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegasus mürbe reitet, mit der er auf Reisen geht, die er apportiren lehrt, wie einen Pudel; zu einer Idee, die bald eine Chimäre wurde.

Wenn Ihr wollt, Chateaubriand ist auch unglücklich gewesen. Aber Ihr wißt, daß im Schmerz eine Wollust liegt. Chateaubriand, diese romantische Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für sein Leben eine poetische Staffage, und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebste zu sein. Chateaubriand ist nicht einmal ein solcher Märtyrer wie Lafitte; denn wenn er zwar so arm ist wie dieser, so war er auch niemals so reich wie Lafitte. Er stürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang stand, hatte er im Traume bestiegen; wann hatte der kleine Kadet von der Goldküste, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Minister zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte sich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er sich doch selbst aus Frankreich, als die Bourbone nach Holyrood zogen, und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit ist, sich selbst zu schneiden, und dann nicht einmal von Andern verbunden zu werden. Nun, was ist? Chateaubriand kokettirte so gut, wie Herr von Holtei.

Beide kamen und gingen. Beide sind nur flüchtige Gäste, die wie der Vogel Alcyon ihr Nest auf dem Meere haben. Beide machten sich unglücklich, und da Niemand darauf sehen wollte, schrien sie; beide ohne Plan und doch immer getäuscht; beiden macht die Ruhe Langeweile; beide schlürfen zitternd, aber mit Wollust den Becher, den ihnen das Leben mit herbem Weine füllt. Beide werden ewig jung bleiben: Herr von Chateaubriand wie ein Ritter des Mittetalters, wie ein Genosse des Artus, der den Graal gesehen hat; Herr von Holtei wie Wilhelm Meister, etwas grämlich und frühreif, beide so verschieden, wie der Genius des Christenthums und die Wiener in Berlin, und beide doch, wer sie kennt, selbst im Aeußern, so ähnlich.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriands Leben wieder aufzufrischen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim gesessen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Bossuets, welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Lustigkeit und der Aussicht, in seiner Lieutenantsstelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen und geliebkoset zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, schließt Freundschaften, begleitet den König auf die Jagd, wo er einst so glücklich war, daß Ludwig XVI. einige Worte sprach, gerade in der Richtung, als hätte er sie ihm sagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Menschen, der ihn zuweilen besuchte, und in das Getriebe des Staates sehen ließ, das ihm zu verstehen sehr schwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in seinem kastanienbraunen Rocke mit den großen Ta-

schenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, das Busentuch mit Taback bestreut, die Stutzperücke schlecht gekämmt und schief gesetzt, in die Wohnung des jungen Gardisten au quatrième ein, sprach von Staatsverhältnissen, Revolution und böhmischen Dörfern, und gab dem Neffen, er war damals 25 Jahre, den Rath, den kochenden Vesuv der Hauptstadt zu verlassen, und ein Messer zu vermeiden, welches für den alten Präsidenten und Rosenliebhaber schon geschliffen war.

Chateaubriand erschrak, und Malesherbes examinirte den jungen Lieutenant, der eben Capitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz sie vereinigten sich darüber, daß es gar kein Spaß wäre, wenn Einer den Weg entdeckte, welcher vom arktischen Amerika aus nach Asien führte.

Chateaubriand, der eben in den Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzösischen Blute seine Epauletts zu zeigen, der gestern noch Freude daran fand, seinen Pudel abzurichten, sprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte seinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, und Thränen der Freude erstickten den perpetuellen Ausruf: die nordwestliche Durchfahrt! die nordwestliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigstens einen Schatten davon; er verließ das knirschende, murmelnde, bleiche Frankreich, und schiffte sich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinhosen, auf einem Spaziergange die nordwestliche Durchfahrt suchen, er überlegt, er sucht auf der Karte, er orientirt sich; stört ihn nicht!

Chateaubriand ist in Amerika, das sich von seiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das sich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft, recht bürgerlich eine Pfeife anzündet, und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei sich vorüberpilgern sieht. Haltet ihn nicht auf; er sucht mehr, als ihr; er sucht die nordwestliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigne Kosten und auf eignen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm sein Oheim gesagt hat, daß es besser sei, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, als in Paris die Ereignisse abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudson, er sieht den Niagara stürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergessen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er besucht die Indianer, sie

sollen ihm Auskunft geben über die nordwestliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, sie lassen ihn die Pfeife der Freundschaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt sich heimisch in dem Urwalde, er belauscht das Krokodil, das am Hudson schläft, er wiederholt die Jagden von Versailles, schießt Hasen und Füchse, er vergißt die nordwestliche Durchfahrt, und siedelt sich in den Schauern der ersten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerrissene englische Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes, und leider brach das zerrissene Stück da ab, wo das Interessanteste kommen sollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, das Vaterland wieder aufzusuchen. Er sagte den Urwäldern, den schlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundsätzen der Frau v. Genlis erzogenen Indianern Lebewohl, und schiffte sich in die Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfassung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand versprach auch, Hand an's Werk zu legen, aber erst mußte er sich

verheirathen. Er war aber gerade nur so lange sicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu spielen; dann floh er nach Brüssel zu der confédération noble et irrésistible, die sich selbst den noch „gesunden Theil der Nation" in ihren Proklamationen nannte.

Chateaubriand aber war im Gegentheil fortwährend krank; er fristete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte sich eine Zeit lang, schoß bei der Belagerung von Thionville einigemal seine Flinte ab, kochte vortreffliche Suppen für seine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und geherzt von ihnen, und zuletzt verwundet von einem brennenden Balken, nicht von einem Schusse.

Unter bemitleidenswerthen Umständen kam Chateaubriand nach England, wo er den in Belgien schon gefaßten Entschluß zur Schriftstellerei nothgedrungen in Ausführung brachte. Er schrieb über die Revolution freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er später selbst billigte. Sein Prinzip, das Christenthum, stellte sich immer mehr heraus. Er brachte den *Genius* desselben schon vollendet über den Kanal, als er gegen Ende des

Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleons, wie er dessen Konsulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen sollte, so sah er Chateaubriand noch lieber, als Frau von Staël. Diese neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, der Ideologie und mit ihrem Witze; Chateaubriand war ebenso unverbesserlich, aber er nützte den Planen des Konsuls durch seinen religiösen Enthusiasmus. Napoleon, der mit dem Papste gewiß Wichtiges zu verhandeln hatte, wollte „die römisch-katholischen Götter“ in Frankreich wieder einführen, er sah es gern, daß sich die Poesie mit dem Beichtstuhl vermählte. Chateaubriands Poesie war auch ganz dazu gemacht, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen christlichen Talma, den Himmel selbst im Kothurn wiederfinden. Er belohnte Chateaubriand für diesen angenehmen Dienst, und schickte ihn als Legationssekretair zu seinem Oheim, dem Kardinal Fesch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationssekretair! Beauftragt, die Pässe der Fremden zu visiren, Depeschen zu entwerfen und zu versiegeln!

Chateaubriand wollte nur Rom sehen; dann war

er wieder in Paris. Er wurde Gesandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung!

Aber er wollte die Schweiz sehen, er ging, und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entsetzte sich, faßte einen Entschluß, und pilgerte gleichsam mit Dornenstab und Muschelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um Gotteswillen; die Ehre des letzten ließ er selbst im Jahre 1823 dem Herzog von Angoulème, als er nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Palästina mitbrachte, — Kleinigkeiten, welche später in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine so große Rolle spielten, seine Märtyrer, und eine Stelle im Institut.

Die Märtyrer sind der Kulminationspunkt der Autorschaft Chateaubriands. Hier kommen alle seine alten Phantasien, die Träume aus der Wildniß noch einmal wieder, und die Kirchen- und Ketzergeschichte, die Erinnerungen des Alterthums nebst den pittoresken Resultaten seiner Reise haben sich zu ihnen gesellt. Noch nie ist zu einem erhabenen Zwecke eine

solche Mischung aller Geschmacksarten und poetischen Interessen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanctorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menschliche Herz, Alles hat hier seinen Tribut zahlen müssen. Es ist die wunderlichste Maskerade, die sich in den Märtyrern Chateaubriands zusammenfindet. Die Sprache ist nicht berauscht von Enthusiasmus, sondern von Gelehrsamkeit. Die Perioden sind behangen mit griechischen Orakelbecken, heidnischen Opfermessern, mystischen Käfern des Mithrasdienstes, mit Genealogie, Bibelsprüchen, Reliquien von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, mit malerischen Perspektiven, psychologischen Entdeckungen, kurz die Märtyrer Chateaubriands, statt in Himmelsglorien aufzusteigen, winden sich keuchend und überladen an den Reiserouten der Landkarte hin. Hier ist alles zum üppigen Ausbruche gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthusiasmus gelobt, von der Nachsicht gebilligt und von der Wahrheit gefürchtet war. In diesen Massen pompöser und gelehrter Worte sucht man mit Mühe den poetischen Funken, Alles ist in Schwulst und Wohlrednerei aufgegangen, und nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche sentimentale Schmelz, der jeder französischen Phantasie

inwohnt, ein gewisser schmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzosen so entzückt, und doch täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was denn Chateaubriand selbst von der religiösen Poesie hielt? Das Christenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologischer als katholischer Andacht verehrte. Chateaubriand stand nicht einmal auf der Stufe, wie der mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland; er spricht nirgends vom langen Haar, von der schiefen Stellung des Halses und dem wässerigen Etwas in dem Auge; er ist ein Narr mit Grazie, umgänglich und ohne Fanatismus. Sein Christenthum ist mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es ist ein Anflug, der nur ihm geworden sein soll und den ein Jeder haben kann, wenn er die Messe oder das de profundis hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Christenthums; er philosophirt nicht über die Zukunft dieses Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweist, gewinnt er unsere Theilnahme für die Dulderin; er beschwört uns bei den ungeheuern Blutströmen, welche für das Leben Jesu und die Apostel-

geschichte geflossen sind, wenigstens um die Kirche zu weinen, und nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Ahnen so theuer erkauften. Das ist die schöne Seite, während er sonst immer nur schildernd, interessirt spricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apostel sein oder eine Schule stiften, sondern das Christenthum sollte eine Merkwürdigkeit bleiben, welche unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man sieht, wie ineinanderlaufend und ungezogen hier die Gränzen sind von Liebenswürdigkeit, Rührung, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleons Glück, wie das des Polykrates, für einen Menschen dämonisch lange zu dauern schien, und alle Welt auf Rechnung von Ereignissen, die man noch nicht kannte, zu konspiriren anfing, schlüpfte auch Chateaubriand unter die große, ganz Europa deckende Nebelkappe der Verschwörung. Indem er sich äußerlich das Ansehen gab, als beschäftige er sich einzig damit, die Früchte seines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzumachen, zog ihn sein Instinkt, der immer mit der Unterdrückung sympathisirte, in die Interessen der Bourbone hinein.

Als Napoleon zum Erstenmale so strauchelte, daß er erst in Elba wieder aufstand, zeichnete ihn und sein

System, und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis XVIII. statt einer Armee konnte spielen lassen. Louis sagte dies selbst und machte den prophetischen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals schon wieder in Gent, Louis XVIII., und das Terrain war groß, welches der Dichter zu besorgen hatte. Nein, wir wollen nicht spotten, es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand schrieb zwar eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur so hingestellt war, er war die Improvisation eines Ministers, ein Minister mit einem Portefeuille, das man in die Brusttasche stecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Restauration, daß sie aus dem Schattenspiele von Gent in Paris eine Wahrheit machte.

Chateaubriand gab zwar sein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminister, und trat unter die Pairs und die ersten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte sich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville

verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, sprach jetzt auch von den Privilegien desselben. Er trat in die Partei der Rache und des Unverstandes, und stimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart, und träumte sich in einem wirklichen Kreuzzuge gegen die muselmännische und jakobinische Partei seines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis XVIII. verantworten konnte. Seine Vorschläge waren so unpraktisch, seine Erläuterungen der Charte so unzweideutig, sein Zweifel an der Charte sogar impertinent, daß ihn Louis aus den Pairs strich, und fürchterlich beungnadigte, Louis XVIII., der die Charte selbst verfaßt hatte, und darauf eitel war, wie ein junger Mensch auf sein erstes Gedicht, Louis XVIII., der mit Männern von Geist und Celebrität wetteiferte, und niemals gegen Chateaubriand eine Art Neid unterdrücken konnte.

Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunsten gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem

wunderthätigen Wasser herangetreten war, und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandtschaftsposten anvertraute.

Hätte ich damals von Frankreich schon mehr gewußt, als être und avoir, so würde ich mich um den frommen Gesandten bekümmert haben; so aber zog mich damals der Halbmond, der unter den Linden in der Sonne wohnte, der türkische Gesandte mehr an.

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris, und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahre 1823 geschah, in jener Periode, wo fast gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Rosa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hatte in eine etwas stumpfe Leyer gegriffen und Griechenlieder gesungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meisten Ruhm zu verlieren, und er warf die europäische Achtung in ganzen Massen von sich. Er sprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen sei; er hoffte Angoulème werde ein zweiter Napoleon werden, und das parteiische Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der widersprechen wollte, wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geschah unter Chateaubriand, der sich so wenig beherrschen konnte, daß selbst Villèle ihn desavouirte, und der Vicomte zum Zweitenmale fiel.

Diesmal war sogar die Camarilla mit seinem Sturze einverstanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, sieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einschlug, nämlich aus dem alten Ministerium in die Opposition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andere auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt so aufrieb, daß er den politischen Schauplatz fast gänzlich verließ, und sich zur Erholung

mit seinen alten poetischen und historischen Studien beschäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergessen wollte: Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall spukte, Herr von Blacas, vorzugsweise l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegentritt und bestochen sein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen sein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom gesandt, um vor dem neuen Papste eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholische Rede, eine Chrie des konstitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entsetzten sich, und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch diesen Freundschaftsbeweis so an die Bourbone gekettet, daß er sich in den Ereignissen des Julius mit ihnen begrub, obschon sie nie etwas von ihm wissen wollten.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß und auf der Trommel unsers Zwerchfells. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspektive

seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an, und zog daraus jene Schlußfolge, deren Konsequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat.

Chateaubriand sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Küster bei der Taufe des Mirakelkindes geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmen macht; sondern eröffnete auf eigene Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, welches er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war: aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle mit Ehren ausspielen, und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in die Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem seine Brochüren, und Protestatio-

nen noch angehörten, er konspirirte und mußte in's Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein, kaum in Freiheit gesetzt, beginnt er auf's Neue seine schriftstellerische Chouanerie, er heftet seinen Ruf an den Unterrock einer Frau, er küßt die Fußstapfen der Herzogin von Berry, und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen.

Wir wissen, wie sich Alles in Skandal auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich, und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr die Hebamme hervor.

O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humorist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte: das Erhabene zeigt plötzlich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Kostüme ist regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich immer etwas Lächerliches, und ich zweifle, ob uns je das Schicksal einen Grafen Brühl unsrer historischen Einkleidung schicken wird.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldenen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch was wollt Ihr? Chateaubriands Treue ging über Alles. Er warf den Ritter von sich, und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Blaye zu kommen, und selber die Wiege zu treten. Die Dinge waren so zu sagen auf den Punkt gekommem, daß Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein, und wurde von nun an der Commis Voyageur der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts: auf dem Hradschin wohnte nur die Tugend: Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateaubriand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt in diesem Augenblicke seine Memoiren, und läßt in dem öden Theater von Versailles,

vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen. Möchten ihm seine Freunde dies Wagniß abrathen! Er verdient es wahrlich nicht, daß man zuletzt bei seinem Namen wohl noch gähnt!

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereignisse verflochten werden. Denn wenn man seine politische Thätigkeit in dem Ausdruck zusammenfassen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität gestritten hat, so fehlen in Frankreich für dieselbe jetzt alle Voraussetzungen.

Selbst wenn sich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux sich ereignen möchte, so wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieser Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigste Anwalt der Bourbone; und doch hat er ihnen am wenigsten genützt. Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geistige Verwandtschaft, einen gleichen Trieb der Superiorität, der angeboren sein mnß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet; er wollte hervorgezogen sein; den royalistischen Furor, das Marmorherz eines Crillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauspieler des Königthums, von dem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt Fehler zu machen, auch sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumschränkten Befehlshabers; er war durch seine Schicksale unter die Partei getreten, welche gewohnt ist, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu sondiren, und Jedes von der Theilnahme zu erwarten, unter die Autoren; so kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr ist; aber auf längere Zeit untergraben sie es, und machen aus einer Thatsache der Autoritat ein Zugeständniß der Uebereinkunft. Diese Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuschungen schwinden, auch immer erdrückt werden.

Ihr wollt diese Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr sehet in ihnen Männer des Friedens? Nein, sie sind die gefährlichsten Feinde für das unbeschränkte Königthum, wie für die Freiheit. Wer nicht für die Partei ist, ist wider sie. Gehe zu uns über, wer will! Fehlen Euch Kugeln: wir geben sie! Aber Parlementaire, welche ihre weiße Binde so tragen, wie Chateaubriand, schickt zurück.

— — — — — —

Im Jahre 1847 erhielt Gutzkow die Möglichkeit, sich direkt an der Reorganisation der deutschen Bühne zu betheiligen, er wurde Dramaturg am Dresdner Theater. Nach drittehalb Jahren legte er indeß dies Amt wieder nieder, er mochte wohl einsehen, daß seine Absicht hinter der Ausführung zurückbleiben müsse. Seitdem hält sich Gutzkow zumeist in Dres-

den auf, abgesehen von zeitweiligen Reisen, die er hier und dorthin unternahm. So war er während jener Märzkatastrophe des Jahres 1848 in Berlin; er betheiligte sich durch die Presse an den Ereignissen, und veröffentlichte unter Anderm eine „Ansprache an das Volk", sowie eine Brochüre „Deutschland am Vorabend seines Falles und seiner Größe."

In neuester Zeit, von 1850—52, hat Gutzkow seinen berühmten Roman „Die Ritter vom Geiste" in neun Bänden erscheinen lassen. Dieser Roman enthält einen außerordentlichen Reichthum von Charakter- und Situationszeichnungen, und hat als einer der bedeutendsten von allen deutschen Romanen das größte Aufsehen gemacht.

Seit dem October 1852 hat Gutzkow die Herausgabe einer populär gehaltenen Wochenschrift begonnen, der „Unterhaltungen am häuslichen Heerd". Diese Zeitschrift enthält Novellen, Mittheilungen aus dem Gebiete der Kunst, der Naturwissenschaften, Geschichte u. s. w., und hat, unterstützt durch einen sehr billigen Preis, bereits eine große Verbreitung gefunden. — —

Der reiche Inhalt alles dessen, was Gutzkow in verhältnißmäßig kurzer Zeit geschrieben hat, zeugt von einer seltenen Fülle von Talent; der Umfang seiner

Schriften zugleich von großem Fleiß. Wir glauben die allgemeine Ansicht der Gebildeten auszudrücken, wenn wir Gutzkow den größten, den bedeutendsten aller jetzt lebenden deutschen Schriftsteller nennen, und gewiß auch im Namen Aller sprechen wir hier die Hoffnung aus, daß Gutzkow seinem Volke noch lange eine reiche Ernte vom Felde seines Geistes bieten wird. —

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.